

Ostmittleuropäische Friedensschlüsse zwischen Mittelalter und Gegenwart. Zum 65. Geburtstag von Christian Lübke. Hrsg. von Matthias Hardt und Marcin Wołoszyn. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 58.) Sandstein. Dresden 2021. 178 S., 25 Ill. ISBN 978-3-95498-644-6. (€ 38,-)

Eine ganze Reihe für die Geschichte des östlichen Mitteleuropa bedeutsamer Friedensschlüsse jährte sich 2018 – vom Bautzener Frieden 1018 bis zum Frieden von Brest-Litovsk 1918. Zudem wurde 2018 zwischen Makedonien und Griechenland das perspektivisch wegweisende Prespa-Abkommen geschlossen. Grund genug also für das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) in Leipzig, den 65. Geburtstag seines langjährigen Direktors Christian Lübke zum Anlass zu nehmen, um sich in einer Gesamtsichtung der betreffenden Friedensschlüsse – mit dem schwerpunktmäßigen Blick eben auf Brest-Litovsk 1918 – anzunehmen. Dabei sollten dezidiert die unterschiedlichen Interessenlagen der jeweiligen Akteure herausgearbeitet werden, um auf diese Weise dem eigenen Interesse des Jubilars an der sensiblen Frage nach „wahrer Geschichte oder Geschichte als Ware“ nachzukommen (S. 8).

Nach einem kurzen Vorwort der beiden Hrsg. setzt der Reigen der Beiträge mit Matthias Hardts Ausführungen zum Frieden von Bautzen 1018 ein. Dieser Vertrag wird in der Forschung als „Resignationsfrieden“ Kaiser Heinrichs II. betrachtet, was Hardt im Grunde genommen bejaht, denn an eine öffentliche Unterwerfung Bolesławs Chrobry's sei nicht länger zu denken gewesen. Nur wenige Jahre später ließ sich Bolesław sogar zum König Polens krönen. Allerdings geriet die Piastenherrschaft nach 1025 ihrerseits ins Wanken. Im Vergleich zu dem von Hardt am Ende des Aufsatzes noch betrachteten Friedensversprechen von Sandewalde (1218) spiegelt Bautzen eine Phase einer noch wenig ausgeprägten Schriftlichkeit wider.

Leszek Słupcecki nimmt im nächsten Beitrag den Aufenthalt Bolesławs in Kiev 1018 zwischen „Realpolitik, Sexual Abuse, German Wife and Beautiful Russian Concubine“ näher in den Blick. Womöglich findet sich das damalige Kiever Geschehen sogar auf einem zeitgenössischen Graffito sexuell pikant im Bild dargestellt wieder, wie der Vf. nach der von ihm erfolgreich versuchten Dechiffrierung der chronikalischen Berichterstattung seitens Thietmars von Merseburg und des Gallus Anonymus schreibt. Der Waffenstillstand von Deulino 1618/19 als Erfolg oder Niederlage der polnisch-litauischen Republik im Kampf um die Hegemonie in Osteuropa ist sodann Thema der Ausführungen von Konrad Bobiatyński. Polen-Litauen gelangte zwar zu seiner überhaupt größten Ausdehnung, doch die Absicht, eine Union mit dem Moskowitischen Reich herzustellen, sei im Prinzip bereits 1612 definitiv gescheitert. Für Kirill Kochegarov begann nach dem eigentlichen Krieg 1619 ein *word battle*, was er anhand der bis 1621 reichenden Korrespondenz der betreffenden Grenzgouverneure vor Augen führt. Im Hinblick auf Politik, Religion und Geschichte wurden dabei wirkmächtige Stereotype der Feindschaft entwickelt, die nicht nur in den Eliten, sondern in den grenznahen Gesellschaften überhaupt verhaftet blieben. Harald Heppner geht in seinem Beitrag auf das Vertragswerk von Passarowitz (1718) und seine vielschichtigen Auswirkungen ein: Österreich wandte sich beschleunigt dem Balkan unter Einschluss des Schwarzen Meeres und der Levante zu, was nicht ohne massive Rückwirkungen auf Russlands Perspektiven blieb; auch bewirkte der Friedensschluss in der Konsequenz eine nachhaltige Umgestaltung der Landschaft in Ungarn.

Kerstin S. Jobst wendet sich dann den Friedensschlüssen von Brest-Litovsk von 1918 zu. „Brest-Litovsk“ wurde ihr zufolge „zur Chiffre für eine bis dahin unbekannte Form der Kriegsbeendigung“ (S. 90). Die Entente war seither davon überzeugt, „dass mit den Mittelmächten kein Verständigungsfrieden möglich sei“ (S. 91), sodass sie ihre Kriegsziele neu definierte. Die Radikalisierung der eigenen Bevölkerung konnten die Mittelmächte durch den Gewaltfrieden indes nicht verhindern. Und auf „die Friedensverträge von Brest folgte im östlichen Europa [...] entschieden kein Frieden“ (ebenda). Letztere Aussage unterstreicht der folgende Beitrag. Jacek Tebinka untersucht die polnische Ostgrenze 1918–

1921 als „legacy of the territorial changes in the Treaty“. Paradoxerweise konnte vor allem die Türkei Nutzen aus dem Vertrag ziehen, wie Tebinka berichtet, indem sie sich in dessen Windschatten und in Abstimmung mit Moskau gegenüber Griechenland und Armenien zu behaupten bzw. durchzusetzen verstand. Paweł Jaworski stellt im Anschluss das Dilemma der schwedischen Außenpolitik zwischen den Verträgen von Brest-Litovsk und Compiègne zur Diskussion. Die Haltung Schwedens sei durchaus ambivalent gewesen: Während es die Unabhängigkeit Finnlands begrüßte, stand es der Etablierung von Litauen, Lettland und Estland als eigenständige Staaten mit Skepsis gegenüber. Auf lange Sicht sei deren Wiedereingliederung in den russländischen Staat erwartet worden (was 1940 ja auch geschah). Dem langen Schatten des Vertrags von Brest-Litovsk widmet sich Marcin Wołoszyn, wenn er mit einem Augenzwinkern danach fragt, warum das „Bolesław Chrobry-Einkaufszentrum“ im ostpolnischen Chełm aktuell kein „König Daniels Mineralwasser“ verkauft, das 2020 von der örtlichen Wasserversorgungsgesellschaft neu auf den Markt gebracht worden ist. Der Vf. führt diese erkennbare Reserviertheit dem Mineralwasser gegenüber, das den Namen von Daniel Romanovič, ab 1254 König der Kiever Rus', trägt, auf die lange Geschichte und generelle polnische Intoleranz in Bezug auf die eigene Grenzsicherheit zurück. Dahinter stehe eine Unzufriedenheit („not fully happy“, S. 154) mit der Situation im Grenzland. W.s pessimistischer Prognose zufolge wird es wohl noch lange dauern, bis man das Mineralwasser auch in Chełm erwerben kann.

Im abschließenden Aufsatz stellt Stefan Troebst den Versuch einer Befriedung im Rahmen des bereits erwähnten Prespa-Abkommens von 2018 zwischen Griechenland und Makedonien vor. Den vielen überwiegend negativen Deutungen des Abkommens auf nationaler wie internationaler Ebene – etwa bezüglich der Möglichkeiten Griechenlands, sich in die inneren Verhältnisse Makedoniens einzumischen – hält der Vf. die überaus berechtigte Frage entgegen, was denn eine Alternative zu dem Abkommen hätte sein sollen. Troebst sieht es vielmehr als Fortschritt, wenn nicht sogar als Durchbruch mit erheblichen Stabilisierungseffekten – wobei das Postscriptum von 2021, das darlegt, wie Bulgarien die Annäherung Nordmakedoniens an Brüssel blockiert, seine positive Bewertung leider doch wieder erheblich relativieren muss. Den Schluss des Sammelbandes, der lobenswert akkurat redigiert wurde und zur besseren Übersicht jeweils mit farbigen Landkarten vor den einzelnen Friedensabteilungen untergliedert ist, bildet das in seinem Umfang und seiner thematischen Vielfalt überaus beeindruckende Publikationsverzeichnis Lübkes (S. 165–178), gefolgt von einer Liste der am Band beteiligten Autoren.

Der Band mit seinen teils in deutscher, teils in englischer Sprache abgefassten, durchweg spannenden wie innovativen Beiträgen bietet eine wertvolle Retrospektive auf 1000 Jahre Friedensschlüsse in Ostmitteleuropa und ist in jedem Fall eine würdige Veröffentlichung zum 65. Geburtstag des um die Erforschung der Geschichte und Kultur des Raumes nicht zuletzt ausweislich seiner Respekt erheischenden Veröffentlichungsliste hoch verdienten Christian Lübke.

Kiel

Oliver Auge

Gerd Althoff: Gott belohnt, Gott straft. Religiöse Kategorien der Geschichtsdeutung im Frühen und Hohen Mittelalter. wbg Academic. Darmstadt 2022. 312 S., Ill. ISBN 978-3-534-27431-4. (€ 70,-.)

Der Mediävist Gerd Althoff verbindet in dieser Studie früh- und hochmittelalterliche Historiografie und religiöse Vorstellungen. Er schließt dabei an einen Trend an, wie jüngere Arbeiten zeigen.¹ Sein Werk ist ausschließlich auf die Dialektik zwischen Gott und Herrschenden (Papst, Kaiser, Königen) in historiografischen Werken ausgerichtet, andere

¹ Z. B.: HANS-WERNER GOETZ: Gott und die Welt. Religiöse Vorstellungen des frühen und hohen Mittelalters, Bd. 1–4, Berlin – Göttingen 2011–2016.

soziale Gruppen (z. B. Bürger, Geistliche oder weltliche Adelige) werden nur marginal behandelt, hier ist der Titel etwas irreführend.

Von der Erkenntnis ausgehend, dass mittelalterliche Menschen während ihrer Lebenszeit immerfort um „ihr ewiges Seelenheil“ bemüht sein bzw. „die ewige Verdammnis“ fürchten mussten (S. 9), ergibt sich die Leitfrage: Welche Strategien nutzten Historiografen, um ihre zeitgenössischen königlichen und päpstlichen *counterparts* als gottbegünstigt oder als gottgestraft darzustellen? A. stellt die beiden Hauptmotive der mittelalterlichen Autoren für ihr Vorgehen heraus: Entweder wollten sie über ein „religiöses Argument“ die Menschen von Sünden abzuhalten oder über ein „politisches Argument“ die Position der gegnerischen Seite schwächen (S. 29). Dass Historiografen bezüglich der Darstellung ihrer Partei oder ihres Auftraggebers alles andere als neutral unterwegs waren, ist natürlich wohlbekannt – es sei jedoch noch nicht danach gefragt worden, so betont es Althoff, „in welchem Ausmaß aber die Parteizugehörigkeit diese Wertungen beeinflusst oder gar bestimmt hat“ (S. 29). Zudem fragt er danach, ob sich über die Jahrhunderte (6.–13. Jh.) eine Veränderung bei den Darstellungsstrategien der Autoren feststellen lässt.

Das Werk ist streng chronologisch gegliedert: Nach einer längeren Einleitung werden in fünf etwa gleich langen Kapiteln die Merowinger, Karolinger, Ottonen, Salier und Staufer behandelt. Als Quellengrundlage dienen die jeweils bekanntesten Chronisten für die einzelnen Epochen im Frankenreich und im Heiligen Römischen Reich (u. a. Gregor von Tours, Widukind von Corvey, Lampert von Hersfeld, Helmold von Bosau, Otto von Freising). Hier wurde vielleicht eine Chance vertan: Man hätte auch viele ostmitteleuropäische Chronisten (Gallus, Cosmas etc.) hinzuziehen können, die sich ihrerseits immer wieder zu Politik, Gottes Hilfe bzw. Abwesenheit und deutschen Königen geäußert haben, zumal das Leitmotiv in den zitierten Werken eigentlich durchweg Gott als Schlachtenhelfer oder Konfliktlöser (u. a. bei Missionsaufgaben gegen die Heiden) ist. Andere Kategorien, wie z. B. Gott als Initiator und Unterstützer bei Kirchen- oder Klosterbauten, werden auffällig selten berührt. Wie immer in seinen Werken arbeitet A. angenehm quellen nah, es werden längere Textstellen der behandelten Werke zitiert und deren Aussagen sogleich analysiert.

Der Reihe nach seien einige interessante Beobachtungen hervorgehoben: Im zweiten Kapitel stellt A. fest, dass zwei Phänomene die frühe Phase der Missionierung (7.–11. Jh.) kennzeichneten: die Verzahnung der Mission mit der Politik sowie die frühmittelalterliche Vorstellung, dass transzendente Mächte zugunsten der Gläubigen eingriffen. Mit den frühen Karolingern nimmt die Berufung auf Gott jedoch deutlich ab. Ein Autor wie Einhard, so A., habe durchaus vor Augen gehabt, dass die Eigenleistung eines Herrschers (z. B. als Heerführer) durch allzu große Hilfe Gottes in den Augen der Leser geschmälert werde. Das gilt sicherlich für Karl den Großen; für das 12. Jh. postuliert A. es auch für Friedrich Barbarossa (aufgrund der Chroniken von Otto/Rahewin), was mir jedoch etwas zu selektiv wahrgenommen erscheint.²

Die Gegenüberstellung von Parallelüberlieferungen zu einem bestimmten Ereignis (zumeist einem Konflikt) ist eine der Stärken des Buches. Als z. B. die Gegner Ludwigs des Frommen sterben, sieht Astronomus deutlich Gottes Beistand am Werk, Thegan hingegen nicht (S. 79). Für die slawischen Heidenmission im Norden Deutschlands (11./12. Jh.) stellt A. fest, dass Adam und Helmold die Habgier der Sachsen als dem Missionswerk äußerst schädlich interpretieren, während Arnold diesen Vorwurf bewusst übergeht. Er beschreibt die unterschiedlichen Darstellungen desselben Phänomens folgerichtig als

² Deutlich habe ich in meiner Habilitationsschrift u. a. die *Gesta Friderici* und den „frommen Herrscher“ vorgestellt: Vgl.: GRISCHA VERCAMER: Hochmittelalterliche Herrschaftspraxis im Spiegel der Geschichtsschreibung. Vorstellungen von „guter“ und „schlechter“ Herrschaft in England, Polen und dem Reich im 12./13. Jahrhundert, Wiesbaden 2020, S. 248–258, 655–665.

„Deutungskonkurrenzen“ (S. 251) – also feine Anpassungen der Autoren, die meist jeweils nur aus ihrer Entstehungszeit und Intention heraus verständlich sind.

Sehr interessant zu beobachten ist, dass Autoren wie Thietmar und Brun von Querfurt das frühe Versterben der beiden Kaiser Otto II. und Otto III. (sie wurden nur 28 bzw. 23 Jahre alt) keineswegs mit einem sündhaften Leben oder einer Strafe Gottes in Zusammenhang bringen, sondern eher eine anonyme Kollektivschuld sehen (S. 136). Fast solitär bleibt laut A. die Strategie des in der zweiten Hälfte des 11. Jh. schreibenden Klerikers Bruno (*De bello Saxico*), den Kampf seiner Landsleute (der aufständischen Sachsen, die gegen Heinrich IV. verloren) einerseits als gerecht einzuschätzen, da die Sachsen schuldlos seien, ihnen aber andererseits die Hilfe Gottes abzusprechen (S. 156). Für den späteren Investiturstreit zieht er die *Libelli de Lite* (Streitschriften) heran, in denen die Gegner nicht mehr durch den unmittelbaren Verweis auf die Strafe Gottes direkt diffamiert werden, sondern normative, bibelgestützte Argumente zum Tragen kommen. A. sieht das als eine Entwicklung der Zeit an, geht aber leider mit keinem Wort auf die unterschiedlichen Gattungen (Streitschriften vs. Chroniken) ein.

Für das Ende der Salierzeit weist er zu Recht darauf hin, dass sich mit der Eroberung des Heiligen Landes ein neues Narrativ etablierte: Der Tod beim Kampf gegen die Muslime ist geradezu gottgewollt (gilt also nicht mehr als Bestrafung) – die Belohnung werde gewiss im Jenseits erfolgen. Im abschließenden Stauferkapitel zeigt A., dass viele Autoren bei der Interpretation eines Ereignisses eine doppelte Argumentationstechnik anwenden: Zunächst werden Bibelparallelen zitiert, dann berichten weithin respektierte Persönlichkeiten dem Autor. Dieses Kapitel ist jedoch schwächer als die vorhergehenden und zeugt von einer gewissen Inkohärenz: Bei den slawischen Missionschroniken von Adam, Helmold, Arnold, die breiter dargestellt werden, fällt A.s Fokus auf königlich/kaiserliche Protagonisten völlig aus bzw. verschiebt sich auf Herzöge, Grafen und Missionare. Beim langjährigen Konflikt Friedrichs II. mit dem Papsttum werden erneut andere Textgattungen (Manifeste und Briefe) herangezogen, die einer ganz anderen inneren Logik folgen. Eine unreflektierte Übertragung der dort angewendeten Stilmittel auf die Historiografie, die ansonsten im Mittelpunkt steht, verbietet sich eigentlich von selbst.

Im Resümee hält A. fest, dass er keine grundsätzlichen Veränderungen bei der Darstellung von Gottes Beistand bzw. Zorn ausmachen konnte, dass es aber durchaus zeitliche „Konjunkturen“ gab, wo der Beistand besonders betont wurde, wenn es um existenzielle Themen für die Kirche ging (Mission, Heidenbekämpfung, Kreuzzug, Kampf mit weltlicher Herrschaft). Hier hätte vielleicht noch etwas mehr differenziert werden können, die oben angesprochene Gattungs- und Fokusunschärfe gerade für die Kapitel zum späten 11. sowie zum 12. und 13. Jh. erschwert dies aber ohnehin. Zweitens seien die Rezipienten längst nicht jedem Narrativ vorbehaltlos gefolgt – die Chronisten mussten sich also durchaus rechtfertigen, konnten sich nicht alles erlauben. Er vertieft diese Feststellung jedoch nicht, dabei hätte die nähere Beschäftigung mit dieser überaus wichtigen Dichotomie sehr zur Präzision beigetragen: das Wirken Gottes in der Welt vs. den Zweifel, dass alles auf Gott zurückgeführt werden kann, quasi prädestiniert ist. Hierbei ist entscheidend, dass es die Zeitgenossen beim Rezipieren der Chroniken verwundert haben muss, dass immer die „Anderen“ von Gottes Zorn getroffen wurden. Der Vf. führt dazu aus: „Zumindest in den Führungsschichten, auf deren Quellen die Aussagen dieser Studie beruhen, war daher die Wirkung der Rede vom Eingreifen Gottes in der Welt deutlich limitiert.“ (S. 278) Zentral sei der „Evidenzanspruch“ (S. 278) gewesen, der von den Chronisten nur inkonsequent durchgehalten worden sei, da eine angebliche Evidenz eben auch für eine politische Verinnahmung genutzt werden konnte und von den Eliten durchaus kritisch gesehen wurde: „Hypothesen über göttliche Eingriffe in die Welt haben die gewachsenen weltlichen Ordnungen und Bindungen der mittelalterlichen Gesellschaft vielleicht irritieren, sie aber nicht nachhaltig erschüttern können“ (S. 282). Wenn die Eliten also derartigen Narrativen und einer einseitigen historiografischen Darstellung kritisch gegenüberstanden, muss die Frage doch lauten: Warum wurde diese Erzähltradition von dem transzendentalen Eingriff über

Jahrhunderte – offenbar erfolgreich – fortgesetzt? Dieser Widerspruch wird leider nicht aufgelöst.

Zu der von ihm eingangs als zentral aufgeworfenen Frage, in welchem Ausmaße Parteizugehörigkeit Wertung beeinflusste, zieht A. das Fazit: „Mögliche Bestrafungen der eigenen Partei durch Gott verschwieg man entweder oder versuchte sie durch Deutungsanstrengungen zu bewältigen und ins Positive zu wenden. Bei Gegnern hatten dagegen alle Parteien keinen Skrupel, ihnen Strafen oder sogar die Rache Gottes zu bescheinigen“ (S. 279). Diese abschließende Feststellung ist, angesichts der wertvollen Einzelbeobachtungen aus den vorhergehenden Kapiteln, doch etwas zu banal – eigentlich läuft es auf eine anthropologische Konstante hinaus: Meine Partei ist gut, die anderen Partei ist schlecht! Hier kommt eine zentrale Schwäche des Werks deutlich zum Vorschein: Es fehlen leider klare Kriterien für die Analyse der diversen Quellenpassagen, die eine präzisere Differenzierung erlaubt hätten. Vielleicht ist das ein wenig der Verlagsstrategie mit Blick auf ein breiteres Publikum geschuldet – zu bedauern ist es dennoch. Das Fazit lautet daher: viele interessante Einzelbeobachtungen, viele gute Einzelanalysen der Quellen, aber eine deutlich schwächere Zusammenführung in einer abschließenden Interpretation des ausgedehnten Materials.

Chemnitz

Grischa Vercaemer

(Trans)Missions: Monasteries as Sites of Cultural Transfers. Hrsg. von Monika Brenišínová. Archaeopress. Oxford 2022. XVI, 166 S., 39 Ill. ISBN 978-1-80327-324-2. (€ 35,-)

Vorliegender, gut illustrierter Band, hrsg. von der – wie auch die meisten übrigen Beiträger – an der Karls-Universität Prag tätigen Kulturwissenschaftlerin Monika Brenišínová, fasst die anlässlich eines 2017 am Zentrum für Ibero-Amerikanische Studien an der Karls-Universität abgehaltenen Workshops präsentierten Forschungen zu den von Klöstern ausgehenden religiösen, kulturellen und wissenschaftlichen Transferprozesse und Einflüsse zusammen. Der Ansatz dieser Forschungen ist dementsprechend interdisziplinär: Die insgesamt neun auf Englisch verfassten Beiträge des Bandes legen – dem Hintergrund der Autoren bzw. ihrer universitären Verankerungen entsprechend – einen Schwerpunkt auf die tschechischen und ibero-amerikanischen Gegebenheiten.

Brenišínová und Markéta Křížová ausführliche Einleitung betont die wegweisende und entscheidende Rolle der monastischen Welt für die Entwicklung der Kultur Europas und darüber hinaus. Das Thema der durch Klöster angestoßenen, bestimmten und beeinflussten kulturellen Prozesse ist daher nur im globalen Kontext zu verorten und zu untersuchen. Dabei wird von den Vf. die Bedeutung des monastischen Lebens bzw. des Zusammenlebens nach einer genau formulierten Regel herausgestellt. Dementsprechend erfolgt auch ein Verweis auf die unterschiedlichen Organisationsformen, Regelwerke und Ziele der christlichen Mönchsorden. Ebenso berücksichtigt werden zudem die weltlichen Orden.

Im Kontext der Betrachtung von „(Trans)Missions: Monasteries as sites of Cultural Transfers“ ist es unvermeidlich, einen Schwerpunkt auf das Profil der Missionstätigkeit der Mönchsorden und die damit ausgelösten bzw. massiv vorangetriebenen Einflussnahmen auf inner- und außereuropäische Entwicklungen zu legen und die Bedeutung von Klöstern als Determinanten für lokale Religiosität und Kulturlandschaft zu untersuchen. Der Bogen der berücksichtigten Aspekte und Medien der Transferprozesse spannt sich dabei von der Zirkulation von Manuskripten über die Implementierung ikonografischer Programme, die sorgfältig geplante Durchführung von Prozessionen und öffentlichen Riten bis hin zu Übersetzungen, gefilterter Informationsauswahl und mündlicher Tradierung.

Auf der Metaebene können damit Klöster als Schlüsselinstrumente katholischer Transferprozesse sowie der Missions-, Erziehungs- und Bildungsarbeit verortet werden. Im konkreten Fall waren es häufig Mönche bzw. den Mönchsorden zugehörige Missionare, welche – durch die Verschriftung und Tradierung ihrer Aktivitäten – für das heimische Publi-

kum die „fremde“ Welt erschlossen. Den diese Aktivitäten und flankierenden Beobachtungen beschreibenden Texten, Bildzeugnissen oder mündlichen Überlieferungen kam daher große Bedeutung zu. Sie wurden zu entscheidenden Vermittlern fremder Lebensweisen und gleichzeitig zu Rechtfertigungen, inwiefern diese durch katholische Glaubens- und Lebensformen ersetzt werden müssen bzw. mussten. Die von den Mitgliedern der Mönchsorden verfassten Zeugnisse des Glaubens- und Kulturtransfers wurden für die okzidentale Welt gleichsam zur kanonisierten Perspektive; das daraus entstandene Narrativ wirkte meinungsbildend.

Wie in der Einleitung angedeutet, befassen sich einige Beiträge des Bandes mit der Rolle der Klöster als Organisatoren und damit auch als Determinanten des jeweiligen lokalen religiösen und kulturellen Lebens. Diese Einrichtungen wurden in verschiedenen außereuropäischen Regionen zu entscheidenden Faktoren der Implementierung okzidentaler, katholischer Kultur und Lebensweise. Brenišínová und Křížová erinnern mit Recht an Michel Foucaults Hinweis auf die Bedeutung der mittelalterlichen Klöster für die Disziplinierung und Wahrnehmung von Körper und Geist (S. ix). Sie verweisen in diesem Kontext auf die im vorliegenden Band vorgenommene Adaption des Begriffs „cultural transfer“ des französischen Historikers Michel Espagne und dessen „transnational approach [...] which aimed solely at the study of the history of translation and circulation of knowledge beyond the national borders“ (S. IX).

Im ersten Kapitel beschäftigt sich die Kunsthistorikerin Daniela R y w i k o v á (Ostrava) mit der bildlichen Darstellung des Monsters im sog., heute in der Österreichischen Nationalbibliothek aufbewahrten *Liber depictus* (Cod. 370). Der Kodex entstand in der Mitte des 14. Jh. im Auftrag des Adelsgeschlechts der Rosenberg für das Kloster Český Krumlov. Die Autorin stellt die mit weiblichen Zügen gezeichnete Figur in den allgemeinen Kontext der spätmittelalterlichen Darstellung der Sünde und entsprechenden ikonografischen Modellen.

Das reich illustrierte Passionale (Tschechische Nationalbibliothek, Prag, MS XIV, A17) der Äbtissin Kunigunde, Tochter König Ottokars II (Přemysl), gehört zu den bedeutendsten Beispielen spätmittelalterlicher böhmischer Buchmalerei. Gemäß der Überlieferung wurde es von der Äbtissin des Benediktinerinnen-Klosters vom Hl. Georg in Prag in Auftrag gegeben. Die Kunsthistorikerin Lenka P a n u š k o v á untersucht im zweiten Kapitel die Ikonografie dieses Werks und seine Rezeption. Sie taxiert die Entstehung des Manuskripts auf die Jahre nach 1314 und meldet Zweifel an einer exklusiven Rezeption des Werks durch Kunigunde an.

Im dritten Kapitel widmet sich die Paläografin Renáta Modráková dem bereits erwähnten Benediktinerinnen-Kloster zum Hl. Georg in der Prager Burg als Ort kulturellen Austausches. Ihre Analysen belegen die bedeutende Rolle, die das Kloster als Zentrum der Bildung und des Kulturtransfers im Spätmittelalter im böhmischen Raum und darüber hinaus besaß.

„Picturing Monasteries. 16th Century New Spain Monastic Architecture as Site of Religious Processions“ ist der Beitrag von Brenišínová betitelt, der sich mit der Bedeutung von Klosterarchitektur und katholischer Ikonografie im neu formierten amerikanischen Vizekönigreich Nueva España bei der Implementierung des Christentums beschäftigt. Prozessionen und ihre Darstellungen spielten dabei eine besondere Rolle.

Im fünften Kapitel diskutiert Jana Králová, Professorin für Hispanistik an der Karls-Universität, die Bedeutung von in Klöstern vorgenommenen Übersetzungen, die dabei eventuell zugrundeliegenden Richtlinien und Konzepte sowie deren Ziele bei der Beeinflussung der zukünftigen Leser. Králová dezidiert aktuelle Methodiken (vgl. S. 82: „importance of peritexts [...] Intersemiotic translation [...] study of gender and translation“) einbeziehender Ansatz berücksichtigt dabei auch semiotische Aspekte.

Auch der an der Universität von Valladolid tätige Literaturwissenschaftler Antonio Bueno-García beschäftigt sich mit der Thematik der von Mönchen vorgenommenen Übersetzungen. In seinem das sechste Kapitel bildenden Beitrag konzentriert er sich auf

die Prologe der von Dominikanern geschaffenen Übersetzungen und deren Aussagekraft für Analysen bezüglich frühneuzeitlicher Übersetzungstheorie.

Die Soziologen Barbora Spalová und Jan Tesárek diskutieren die Bedeutung benediktinischer Spiritualität und Wahrnehmungsmodelle in der Moderne. Grundlage ihres Beitrags („Other Time: Construction of Temporality in Monasteries of Benedictine Tradition“) sind interdisziplinäre, 2016 und 2017 vorgenommene Feldforschungen in tschechischen und österreichischen Klöstern.

Kurze, zusammenfassende Essays der Historiker Jan Zdichynec („Sources, Forms and Functions of Monastic Historiography of the Early Modern Age in the Czech Lands“) sowie Kateřina Charvátová und Radka Ranochová („Monastic Itineraries“) komplettieren den Band. Der an das Ende des Buches gestellte Apparat von Quellen und Literatur umfasst 28 Seiten.

Insgesamt ist *(Trans)Missions* eine hochwillkommene Publikation zur Rekonstruktion der mit der Aufklärung und nachfolgenden bürgerlichen Gesellschaft verdrängten Wahrnehmung der Bedeutung der Klöster und Konvente für die Bewahrung des Wissens und des Wissensaustausches im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Hier gilt es, gerade in den durch die Verwerfungen des 20. Jh. besonders stark betroffenen Regionen Ostmitteleuropas, den damit einhergehenden Quellenverlusten und einer – nicht zuletzt aus politischen Gründen – erschwerten Forschungstätigkeit in früheren Zeiten, wesentliche Lücken aufzuarbeiten. Der Band zeigt hierfür wertvolle Perspektiven auf.

Aalen – Msida

Thomas Freller

Cronica Aule regie. Die Königsaal Chronik. Hrsg. von Anna Pumprová und Libor Jan unter Mitarb. von Robert Antonín, Demeter Malat'ák, Libor Švanda und Zdeněk Žalud. (Monumenta Germaniae Historica, Scriptores, Bd. 40.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2022. LXXIII, 592 S. ISBN 978-3-447-10755-6. (€ 180,–.)

Wenngleich die *Königsaal Chronik* bereits seit der Aufklärung zu den am meisten geschätzten Quellen zur spätmittelalterlichen böhmischen und mitteleuropäischen Geschichte zählt, musste sich die kritische Forschung das gesamte 20. Jh. hindurch auf die beiden verdienstvollen, modernen Anforderungen jedoch nicht mehr genügenden Editionen von Johann Loserth¹ und Josef Emler² stützen. Den Versuch, diesen unbefriedigenden Zustand zu korrigieren, unternahmen Historiker und mittellateinische Philologen der Masaryk-Universität in Brunn (Brno) seit dem Jahr 2008. 2010–2014 erfolgte eine finanzielle Förderung durch die Grant-Agentur der Tschechischen Republik, und nun kann die Historikergemeinde die entsprechende Edition in Händen halten.

Die *Königsaal Chronik* unterteilte deren Autor Peter von Zittau, Abt des Zisterzienserklosters in Königsaal (Zbraslav), in drei Bücher, die den Zeitabschnitt vom Schlachtentod des böhmischen Königs Přemysl Ottokar II. auf dem Marchfeld 1278 (die vorangegangene Regierungszeit seit 1253 wird in der Chronik nur knapp zusammengefasst) bis zum Jahre 1338 umfassen. Das umfangreichste erste Buch gliedert sich in 130 Kapitel und reicht bis zum Jahre 1316 (S. 5–370). Das zweite Buch verzeichnet in 34 Kapiteln die Ereignisse der Jahre 1317–1333 (S. 373–503), das dritte Buch wiederum verfolgt in 15 Kapiteln das Geschehen der Jahre 1334–1338 (S. 507–542).

Sofern wir vereinzelte mittelalterliche Exzerpte außer Acht lassen, ist die Chronik in fünf Abschriften überliefert; vollständig hierbei lediglich in der Iglauer Handschrift aus dem Jahre 1393, die die Leitvorlage für die kritische Edition des ersten und dritten Buches

¹ JOHANN LOSERTH (Hrsg.): Die Königsaal Geschichtsquellen mit den Zusätzen und Fortsetzung des Domherrn Franz von Prag, Wien 1875 (Fontes rerum Austriacarum I: Scriptores, 8).

² JOSEF EMLER (Hrsg.): Petra Žitavského Kronika zbraslavská, Praha 1884 (Fontes rerum Bohemicarum, 4), S. 3–337.

bildete. Mit Blick auf das zweite Buch erhielt die Handschrift aus der Vatikanischen Bibliothek in Rom den Vorzug, in der man das durch fünf oder sechs Schreiber ergänzte Autograf Peters von Zittau (S. XXXVI–XLI) entdeckte.

Die Vatikanische Handschrift bietet die einzigartige Gelegenheit, Einblick in die Werkstatt Peters von Zittau zu gewinnen. In diesem Zusammenhang sollte lobend anerkannt werden, dass Anna Pumprová, Libor Švanda und Demeter Matařák, denen die Analyse der Handschriften oblag, sich nicht allein auf die Schlussredaktion der ursprünglichen Fassung beschränkt, sondern zugleich auch jene Stellen mit einbezogen haben, die Peter von Zittau für unzutreffend oder irreführend hielt und bei denen er ungeeignete Passagen eigenhändig korrigierte. Die Hrsg. machen hier in den textkritischen Anmerkungen zugleich die Arbeitsversionen seiner Notizen zugänglich (II/10, S. 401, 406; II/13, S. 418, 425; II/17, S. 441 f.; II/18, S. 442). Gebührende Aufmerksamkeit widmen sie freilich auch den verbleibenden Handschriften in Donaueschingen, Raudnitz (Roudnice) und Wolfenbüttel, darüber hinaus finden im kritischen Anmerkungsapparat sämtliche Textvarianten Berücksichtigung.

Pumprová begnügt sich nicht mit einer philologischen Analyse, sondern unternimmt zugleich den Versuch, das Verhältnis Peters von Zittau zum Werk Ottos von Thüringen, der für gewöhnlich als Mitautor der Chronik genannt wird, präziser zu beschreiben. Sie kann dabei einfühlsam und überzeugend mit Hilfe einer Kette von Beweisen aufzeigen, dass Peter von Zittau keineswegs an seinen Vorgänger anknüpfte, sondern dessen Schrift über die Gründung des Klosters vielmehr als Vorlage verwendete (S. XVIII–XXII).

Den eigentlichen Aufgabenrahmen überschreitend, reflektiert Pumprová zugleich über die Beweggründe, die Peter von Zittau an das Schreibpult geführt haben mögen. Durch eine fundierte, sich auf eine virtuose Textkenntnis stützende Argumentation kann sie aufzeigen, dass Peter von Zittau nicht allein eine Schwäche für den Gründer des Klosters Königsaal, den böhmischen König Wenzel II. (1283–1305) offenbarte, sondern zugleich, und zwar möglicherweise vor allem, auch für dessen Tochter Elisabeth und dass er seine Sympathie im dritten Buch auf deren Sohn, Karl IV. (S. XXV–XXVIII), übertrug.

Die breiter angelegten Überlegungen Pumprovás führen uns zu den historischen Zusammenhängen, die, folgt man zumindest dem Vorwort (S. V), Robert Antonín, Libor Jan und Zdeněk Žalud schildern sollten. In der Einleitung freilich findet sich lediglich ein Überblick über die bisherigen Forschungen aus der Feder Antoníns, der sich zum Teil mit Pumprovás daran anknüpfender Auflistung der Editionen und Übersetzungen der *Königsaal-Chronik* überschneidet. Manches findet sich zwar in den Fußnoten, dennoch ist diese vertane Chance zu bedauern: Einleitend wäre es geboten gewesen, sowohl die Anfänge des Klosters Königsaal und dessen einzigartige Bindung an die letzten Přemysliden als auch den Kampf um das přemyslidische Erbe in den Jahren 1306–1310 oder die Besonderheiten der böhmisch-mährischen Verhältnisse, mit denen sich Johann von Luxemburg auseinandersetzen musste, eingehend zu beschreiben.

Dies wurde leider versäumt, womit wir wiederum zu den Fußnoten zurückkehren, und es ist bedauerlich, vor allem in Bezug auf das Fehlen einer historischen Einführung, dass sich die Autoren nicht selten auf die Nennung von Personen und Orten beschränken. Die fundierten Kommentare in den Anmerkungen zeigen dabei, dass an der handwerklichen Professionalität Antoníns, Jans und Žaluds – ungeachtet einzelner terminologischer Ungenauigkeiten (ein Beispiel *pars pro toto* bietet hier S. 21, Anm. 1) – nicht im Geringsten Zweifel bestehen können (exemplarisch: S. 23 f., Anm. 2; S. 25, Anm. 2; S. 27, Anm. 2; S. 29, Anm. 1; S. 36, Anm. 3; S. 38, Anm. 4; S. 44, Anm. 4).

Wir wollen jedoch im gleichen Atemzug hinzufügen, dass die fehlende historische Einführung keineswegs den Gewinn der sorgfältig vorbereiteten, kritischen Edition der *Königsaal-Chronik* schmälert, die günstige Voraussetzungen für eine einfühlsame Lesart und Neuinterpretation der sozialen, kulturellen und machtpolitischen Veränderungen der böhmischen Länder sowie allgemein Mittel- und Ostmitteleuropas im Spätmittelalter schafft.

Brno

Martin Wihoda

Johann Anselm Steiger: Emblematis in Sakralbauten des Ostseeraums. Bd. 6: Woivodschaften Westpommern und Pommern (Polen): Kamien Pomorski (Cammin), Szczecin (Stettin), Gdańsk (Danzig), Pelplin, Pruszcz Gdąński (Praust); Bd. 7: Woivodschaft Ermeland-Masuren (Polen) und Oblast Kaliningrad (Russische Föderation): Dabrówno (Gilgenburg), Jaroslawskoje (Schönwalde), Kaliningrad (Königsberg) und Gwardeiskoje (Mühlhausen) (Geistliche Intermedialität in der Frühen Neuzeit, Bd. 7–8.) Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2023. 160 S., Ill.; 224 S., Ill. ISBN 978-3-7954-3752-7. (je € 25,–.)

In his critical examination of ancient allegory and its “emblematic shadow of later times,” Johann Gottfried Herder noted: “I wanted us to have a history of these German *Bildersprüche*, with their strangest products.”¹ Now, emblem art has been very well researched, at least since the large exhibition *SinnbilderWelten* in the Bavarian State Library in Munich in 1999.² There is a whole series of fundamental works, with regard to their intermedial references³ as well as detailed individual presentations, which, on one hand, concentrate on thematic and historical contexts, while, on the other, also dealing with “image programs” (*Bildprogrammen*) of individual (printed) works and places.⁴

Spiritual emblematics, especially in its forms and iconographic contexts outside the book, has been considered a desideratum until now. With this two-volume work, Johann Anselm Steiger, a professor of church history at Hamburg University, now presents the results of his research, which was decisively supported by a fellowship from the Alfried Krupp Fellows program for a project entitled “Ars baltico-emblematica. On the Multifority of Spiritual Emblematics in the Early Modern Baltic Region.” While outstanding allegorical programs in church interiors in Mecklenburg-Western Pomerania, Schleswig-Holstein, Denmark, northern Poland and the Kaliningrad Oblast have been intensively studied and historically contextualized, St. deals specifically with examples in the area of the voivodeships of Western Pomerania, Warmia-Masuria, and the Kaliningrad Oblast.

In the first part, volume 6, St. presents his study on the “pulpit as emblematic preacher” using the example of the cathedral at Cammin and its printed models. This is followed by an overview of the losses and the analysis of the only surviving artefact in Stettin, the emblematic commemorative coin of 1617. A somewhat larger space is taken up by the

¹ ARTHUR HENKEL, ALBRECHT SCHÖNE (eds.): *Emblemata: Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*, Stuttgart et al. 1996, p. ix.

² WOLFGANG HARMS, GILBERT HESS et al. (eds.): *SinnbilderWelten: Emblematische Medien in der Frühen Neuzeit. Katalog der Ausstellung in der Bayerischen Staatsbibliothek München*, 11.8.–1.10.1999, München 1999.

³ WOLFGANG HARMS, DIETMAR PEIL (eds.): *Polyvalenz und Multifunktionalität der Emblematis*, 2 Bde., Frankfurt am Main 2002; GERHARD F. STRASSER, MARA R. WADE (eds.): *Die Domänen des Emblems: Außerliterarische Anwendungen der Emblematis*, Wiesbaden 2004; CARSTEN-PETER WARNCKE: *Symbol, Emblem, Allegorie: Die zweite Sprache der Bilder*, Köln 2005; JOHANNES KÖHLER, WOLFGANG CHRISTIAN SCHNEIDER (eds.): *Das Emblem im Widerspiel von Intermedialität und Synmedialität: Symposium an der Universität Hildesheim* (30. April – 1. Mai 2004), Hildesheim 2007; PETER M. DALY: *The Emblem in Early Modern Europe: Contributions to the Theory of the Emblem*, Farnham 2014; INGRID HOEPEL, SIMON MCKEOWN (eds.): *Emblems and Impact: Von Zentrum und Peripherie der Emblematis. Selected Proceedings of the 10th International Conference of the Society for Emblem Studies*, 27 July – 1 August 2014, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Newcastle upon Tyne 2017.

⁴ JOACHIM CAMERARIUS: *Symbola et emblemata tam moralia quam sacra: Die handschriftlichen Embleme von 1587*, ed. by WOLFGANG HARMS and GILBERT HESS, Tübingen 2009; DIETMAR PEIL: *Ausgewählte Beiträge zur Emblematis*, Hamburg 2014; PETER M. DALY: *The Emblem in Early Modern Europe: Contributions to the Theory of the Emblem*, Farnham 2014; HANS WESTPHAL: *Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem: Das Emblemprogramm der Stettener Schlosskapelle (1682)*, Stuttgart 2017.

reconstruction and analysis of the four no-longer-preserved emblem cycles in St. Mary's in Danzig, especially in view of their interconfessional orientation. This reconstruction is based on historical findings and comparisons of its images with their printed templates, which can be grasped in the works of Daniel Cramer, Erasmus Francisci, Jeremias Drexel, and Georgette de Montenay. The extraordinarily well preserved and restored confessional in Pelplin Cathedral provide an excellent case study of ecclesiastical symbolism, thematically focused on the exploration and purification of the heart. The preservation of the allegories on the pulpit and pews in the church at Praust in the ancient West Prussian district of Danziger Höhe is due to the good fortune that the church and its furnishings were not destroyed in the Second World War like Danzig's larger city churches. While the designs on the pews can be traced back to Georg Phillip Harsdörffer's *Stamm- und Stechbüchlein*, the volume reviewed here concludes with an overview of some other known emblematic paintings, such as those on the pulpit and their printed models, which are to be found in the works of Daniel Cramer and Heinrich Müller.

The second part, volume 7, opens with the extremely interesting emblem cycle in the church of Gilgenburg, the former patronage church of the von Finckenstein family, in the former district of Osterode (Warmian-Masurian voivodship). This is followed by an analysis of the emblemata in the lost church at Schönwalde as a "highly impressive concretization of the symbolic art outside the book [culture] in the Baltic region" (p. 68), the content of whose images is oriented towards the concepts of "prayer, divine guidance, spiritual escape from the world, death, and resurrection" (p. 68). This is followed by the reconstruction of the Prince's Chair in Königsberg Cathedral, an extremely prominent example of political emblematics, which is placed in the context of other emblem cycles in Königsberg's sacred and secular buildings, such as Neuroßgarten Church in Königsberg, which burned completely in the bombing raid in November 1944 (300 years after its construction). The volume also presents the "Pious desire for closeness to God, angelic music and eternity" in detail in the context of an analytical reconstruction of the paintings in the church at Mühlhausen, Natangen in the former district of Preußisch-Eylau. It is interesting to see in this example how important intermedial comparisons are, especially for the reconstruction of pictorial programs, of which, as in Königsberg, there are often only indistinct photographs (p. 138). The volume concludes with a discussion of the ceiling painting of the church in Gilgenburg as a distinctly sacrament-theological pictorial program.

Using his selected examples, St. easily succeeds in explaining not only emblem-historical and iconographical aspects, but also relevant historical contexts regarding biblical exegesis, piety, and preaching. The example of emblematics in sacred buildings within the rage of this study impressively illustrates the way in which spiritual intermediality "works" at all, how combinations of images and inscriptions structure the respective church spaces and could also mediate and shape liturgical processes, especially in the seventeenth and eighteenth centuries.

All in all, however, the present publication need not be reserved for a specialist audience alone. St. has mastered the art of conveying sometimes complicated facts in an extremely sympathetic language that can also be understood by laypersons fluent in German. The brilliant color photographs and reproductions included do the rest. To put it briefly: it is a pleasure to take this book in hand, to immerse oneself, as it were, in the world of the symbolic art of the early modern period and familiarize oneself with these rich testimonies to the faith of that time.

I personally wish this book a wide distribution and look forward to an equally excellent result from the associated DFG research project "Spiritual Intermediality in the Early Modern Period"—initiated and led, once again, by St., who plans to edit a series of books under the project title.

Stralsund—Oslo

Burkhard Kunkel

Political Reason and the Language of Change. Reform and Improvement in Early Modern Europe. Hrsg. von Adriana Luna-Fabritius, Ere Nokkala, Marten Seppel und Keith Tribe. (Political Economies of Capitalism, 1600–1850, Bd. 2.) Routledge. London – New York 2023. 284 S. ISBN 978-1-032-07389-7. (€ 130,–.)

This fine volume makes available twelve freshly published studies in two sections that each provide updates on different ongoing projects from a wide range of scholarship encompassing such varied areas as the intellectual history of political and economic ideas, conceptual history, and Enlightenment studies. The aim of this collection of essays is to review the key implications of the Enlightenment as an age of reform as they have been discussed by eminent scholars including Reinhart Koselleck, Franco Venturi, Daniel Roche, Jonathan Israel, John Robertson, and Ritchie Robertson. Considering the rich but ambiguous findings of scholarship that speaks of early modern improvement in rather general terms, this volume provides a critical account of its subject in two ways. First, despite the widespread use of the analogy of an “age of reform” in literature, it reassesses conceptual concerns about the semantic gap between early modern and modern views of improvement, emphasizing that the forward-looking progressive perspective outstripped the interest of contemporaries and subsequently focused on “revolution,” the “counter-concept of reform.” Second, the volume posits semantic complexity and questions the background of the very idea of improvement, suggesting that it emerged in the age of Enlightenment through interactions and confluences between ideas and concepts but did not constitute a comprehensive language that was necessarily amenable to scrutiny within a rigorous analytical framework. As for Koselleck’s grand thesis on temporalization and politicization, as the volume’s title indicates, it was politicized and rested on a conceptual foundation that limited the contribution of Enlightenment consciousness of improvement to the anticipation of the modern age. From the point of view of political economy and the history of cameralism, this polyphonic language of change was, in most cases, inextricably at odds with developments in the nineteenth century.

Most of the essays in the volume confirm this suggestion that continuity between the language of repair and reform (the latter often functioning as a rhetorical strategy) was not necessarily a given. In this sense, the contributions of Keith Tribe and Martin Seppel from the first section provide more insights into the cultural embeddedness of reform and betterment in Anglo-French and German perspectives, suggesting that the rise of “improvements” in both cases could be understood more as a link in the intercultural exchange. Reform as a rhetorically ambivalent program of correction and improvement is also the central problem of the essays by Alexandre Mendes Cunha, Sergey Pol-skoy, and Adriana Luna-Fabritius. Providing a complement to the IBERICOS conceptual history project, Mendes Cunha studies the case of eighteenth-century Portugal and highlights the moment when the conservative meaning of reform gained a paradoxical extension in Rodrigo de Souza Coutinho’s texts, first as a change for preservation and then as a change for advancement. In the context of the Russian Enlightenment, Polskoy’s essay explores the shift in the intellectual foundations of the language of change between Peter I and Catherine II, from orthodox theological mysticism (recreation) to Enlightenment reformism (correction). Similarly, Luna-Fabritius’s essay revisits the canonical enlightened thinker, and shows in detail why Francesco Genovesi’s thoughts on reform do not fit the model described in Venturi’s study of reform and utopia in the Enlightenment.

In contrast to the conceptual history section, the studies in the second part focus on the contextual analyses. Ere Nokkala’s essay returns to the discussion on Venturi’s Enlightenment, and shows, through the texts of key cameralists (Georg Heinrich Zincke, Johann Heinrich Gottlob Justi, Johann Friedrich Pfeiffer), the shift in perception of the personified improver agent (projector/project-maker). Addressing these “reforms” and “projects” from an East Central European perspective, Ivo Cerman’s essay is of particular interest, as it provides an overview based on archival sources of Joseph Sonnenfels’ contribution to the codification process of the Habsburg Monarchy’s imperfect flagship project “Politischer

Kodex.” Alexandra Ortolja-Baird’s essay discusses the dissemination of key cameralist texts (by Sonnenfels and Johann Peter Frank) through translations (by figures including ex-Jesuit Ludwig Mitterpacher, who was of Hungarian descent) in Habsburg-Lombardy as primary initiatives supporting the adoption of the concepts of *Polizey* and *medizinische Polizey* in the Milanese Enlightenment. Moving away from Central European cameralism, the other studies focus on southern and northern perspectives on the language of change. While Edward Jones Corredera’s essay investigates the memoirs of Melchor Rafael Macanaz and asks about the extent to which the writings of high diplomacy could have shaped Enlightened reform aimed at reorganizing the Spanish empire, related studies by Måns Jansson and Göran Rydén and by Lars Magnusson seek to explore cameralist roots behind the conventional Smithian interpretation of the history of Swedish political economy.

The volume concludes with an epilogue by Kari Saastamoinen, in which he discusses Samuel Pufendorf’s contribution to the eighteenth-century discourse on improvement with special regard to the main aims of the volume. With regard to the latter, it should be stressed that, by providing conceptual reflections, this volume represents a notable contribution to bringing together three subjects rarely encountered in the same context (conceptual history, Enlightenment, improvement-reform) and provides a revised picture of the conceptual synergies involved in early modern improvement, which are often confused with the modernist (and anachronistic) idea of progress. Given the volume’s focus on cameralism and economic discourse, however, this interest highlights the confluence of a synchronic and a diachronic perspective, both of which would have merited broader explanation either in the introduction or in the essays.

First, beyond the seemingly obvious argument according to which the modern discussion on improvement was predominantly shaped by economic thought, this volume does not explicate how this was the case with eighteenth-century cameralism. Looking at cameralist discourse which evolved alongside other influences (philosophy, theology, politics, geography, economy) from the early modern period onwards and developed its concept of improvement through knowledge exchanges can provide only a selective picture of the eighteenth-century language of change in its reduced form of economic thought. As for the second point, given that the issue constantly arises in quotations used in the essays (pp. 27–28, 92, 103, 179, 223, 225, 231, 260), one may wonder whether the omission of “perfection” or *Vollkommenheit* from the analysis, as a central and related concept of improvement and betterment in German-speaking Central Europe, is not a missed opportunity for scholarship.

All in all, *Political Reason and the Language of Change* covers an academic topic of significant interest for specialists and non-experts across a wide range of scholarship. The volume’s greatest merit is that it problematizes the diverse conceptual background of the language of change and dares to open Pandora’s box. Rather than an ambitious conceptual clarification, however, the essays in this volume are able to capture only fragments and diverse perspectives, which hopefully will form the basis of a more comprehensive account of the conceptual history of the improvement in the eighteenth century.

Budapest

Tibor Bodnár-Király

Kirche und Kulturtransfer. Ungarn und Zentraleuropa in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Maria-Elisabeth Brunert, András Forgó und Arno Strohmeier. (Schriftenreihe zur Neueren Geschichte, Bd. 40, Neue Folge 3.) Aschendorff. Münster 2019. VI, 258 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-402-14770-2. (€ 43,–.)

Der vorliegende Band enthält die Beiträge des internationalen Kolloquiums „Kirche als Kulturträger“, das vom 10. bis 12. Mai 2012 an der Katholischen Péter-Pázmány-Universität in Piliscaba stattfand. In 15 Fallstudien gehen die Autorinnen und Autoren einer Reihe verschiedener Fragestellungen nach, die sich mit der Rolle und Funktion der verschiede-

nen christlichen Konfessionen „im Kulturtransfer des mittleren und östlichen Europa“ befassen (S. 11). Einer zunehmenden Anzahl von Veröffentlichungen zu dieser Thematik in letzter Zeit ähnlich, steht auch dieser Sammelband beispielhaft für die Stärken wie Schwächen einer sich zuletzt zunehmend ausdifferenzierenden Forschungslandschaft mit transnationaler und kulturhistorischer Thematik.

In seiner knapp ausgefallenen Einleitung skizziert Mithrsg. Arno Strohmeier den der literaturwissenschaftlichen Forschung entlehnten Ansatz des Kulturtransfers und somit den konzeptionellen wie auch inhaltlichen Rahmen des Bandes. Wiewohl im Inhaltsverzeichnis nicht ausdrücklich ausgewiesen, so lassen sich die Beiträge in vier größere Gruppen einteilen: Barnabás Guitmans Erkundung Oberungarns um die Mitte des 16. Jh., Péter Lőkös' Gegenüberstellung von Eigen- und Fremdwahrnehmung deutschsprachiger Siebenbürger Geistlicher im 16. Jh. und András Vizkelety mit seiner Untersuchung der alltäglichen Praktiken der Seelsorge im mehrsprachigen Ungarn fallen in die Kategorie ethnolinguistisch-konfessioneller Pluralität. Daran schließt sich ein Block an, der am ehesten mit der Bezeichnung „politische Kultur“ umschrieben werden kann. Er enthält Beiträge von István Fazekas über die Ungarische Hofkanzlei, von András Forgó mit biographischem Fokus auf Kardinal Christian August von Sachsen-Weitz und dessen Bedeutung für Ungarn, von Péter Tusor über einen Legationsbericht des Bischofs von Erlau aus dem Jahr 1640/41, der Einblicke in die Umstände der Diözese bietet, von András Szilágyi über die Rolle von Illustrationen in den Dynamiken von Kulturtransfer sowie von Zoltán Gőszy und Szabolcs Varga über die Priesterausbildung in Pécs im 18. Jh. Dies ist der inhaltlich wie quantitativ umfangreichste Teil des vorliegenden Bandes.

Daran anschließend finden sich Studien, die sich mit der Rolle geistlicher Orden befassen, angefangen mit Maria-Elisabeth Brunerts umfassendem Beitrag zu den Paulinern sowie Gábor Sarbáks konzisen Erhebungen zu der Rolle Roms für deren Ordensverfassung um 1500. Dieser Teil wird abgerundet durch Klára Berzeviczys Ausführungen über die Zisterzienser und deren Beitrag zu der Rezeption mittelalterlicher Enzyklopädien im deutschen Sprachraum. Der vierte Block des Bandes wiederum widmet sich in vier Studien dem recht weiten Feld von Kunst, Kultus und Gelehrtenwelt und umfasst Beiträge von Ludolf Pelizaeus zu den Stationen der Familien Eltz und Stadion zwischen Italien, dem Alten Reich und Slawonien, von Xénia Golub zu dem Nachleben (post-)byzantinischer Kunst im 17. Jh., von Emil Hargittay über die Verehrung des Kardinal-Erzbischofs Péter Pázmány in Ungarn und Europa sowie von Judit Bogár mit einer Fallstudie zu der Familie Buchholtz und deren Verbindungen zwischen Oberungarn und dem Alten Reich. Ein Verzeichnis der Beiträgerinnen und Beiträger beschließt den Band, der geneigte Leser vermisst jedoch eine Ortsnamenkonkordanz sowie einen Index, der unerklärlicherweise nicht erstellt wurde – der aufgrund der eingangs beschworenen „sehr komplexen Vorgänge“ geboten erscheint, die durch die nicht-einheitliche Namensgebung der erwähnten Orte verschärft wird (deutsche Toponyme in deutschsprachigen Texten, aber ungarische in den englischsprachigen Beiträgen, S. 11).

Wie in vielen anderen Sammelbänden sind auch die hier besprochenen Beiträge zum Teil von sehr stark unterschiedlicher Natur und Qualität. Erschwerend hinzu kommt die Tatsache, dass die Einleitung zwar eine räumliche Definition „Zentraleuropas“ umfasst (S. 3) und Ungarn hierbei miteinbezogen wird sowie den Mittelpunkt der Beiträge ausmacht. Dies hätte aber im Titel entsprechend ausgewiesen bzw. in der Einleitung thematisiert werden müssen. Dies ist deswegen problematisch, weil der Band – allen Erkenntnissen der einzelnen Studien zum Trotz – nicht so sehr an der oft beschworenen „Buchbindersynthese“ krankt, sondern vielmehr an der Schnittstelle deutschsprachiger (Über-)Theoretisierung eines Zugangs und der leider vielfach zu beklagenden relativen Oberflächlichkeit englischsprachiger Veröffentlichungen anzusiedeln ist. Das in letzter Zeit boomende Feld „Kulturtransfer“ auf knapp vier Seiten (S. 1–4) zu skizzieren, ist ohne Zweifel ein Hasard, und der Rezensent zieht den Hut vor dem – leider nicht immer erfolgreichen – Versuch, nahezu „alle“ möglichen Aspekte anzuschneiden. Der gewählte Zugang

über Akteurszentriertheit und „Raum“ ist keineswegs das Problem, allerdings ist deren Operationalisierung bzw. Kategorisierung nicht immer schlüssig ausgewiesen. So könnte man die Beiträge von Lökös, Forgó, Pelizaeus und Bogár mit ähnlicher Rechtfertigung in einen als „biografisch-individuell“ aufgefassten Block zusammenführen, wie auch etwa die Essays von Vizkelety, Tusor, Brunert, Sarbak, Berzeviczys und Hargittay ebenso unter der Rubrik „kirchliche Lebens- und Erfahrungswelten“ firmieren könnten. *Wie* die einzelnen Beiträge jenseits der recht knapp wie allgemein gehaltenen einführenden Bemerkungen, die zudem weitgehend ohne Ausführungen zur ungarischen Historiografie auskommen, zusammenpassen, geht aus der Einleitung leider nicht eindeutig hervor, und einige Ausdeutungen am Ende des Bandes finden sich leider ebenso wenig.

Ungeachtet der zum Teil spannenden und quellengesättigten Studien sei abschließend auf die konzeptionelle Ausrichtung bzw. deren letztlich nicht allzu schlüssige Ausführung verwiesen. Ungeachtet eindrucksvoller Schlagworte (z. B. „hybrider Kommunikationsraum“) sowie Verweisen auf „Überlappungen und Überschneidungen, intensive Transferprozesse und externe Vernetzungen“ (S. 3) schwächelt der Band in konzeptioneller Hinsicht. Zwar wird letzten Endes auf die kulturhistorischen Kriterien nach Moritz Csáky rekurriert, aber just die Ideengeschichte bzw. Diskrepanz zwischen dem, was in der deutschsprachigen Forschung unter „Mittel- und Zentraleuropa“ firmiert, und den Inhalten des englischen Begriffs „Central Europe“ wird nur oberflächlich, wenn überhaupt, thematisiert; dies wäre nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass sich in dem Band Beiträge in beiden Sprachen finden, in jedem Fall zu schärfen gewesen.¹ Dies zeigt sich auch in dem fragwürdigen Umgang mit Ortsnamen und Raumbezeichnungen, und ggf. wäre es sinnvoller gewesen, den Band entweder ganz auf Deutsch oder einheitlich auf Englisch zu veröffentlichen – nicht zuletzt, da dadurch gewiss eine größere Leserschaft hätte angesprochen werden können. Dessen ungeachtet findet der interessierte Leser viele spannende Details zu so manchen eklektisch anmutenden Themen, die so leider weiterhin eher ein Nischen-dasein fristen werden.

Bergen

Stephan Sander-Faels

¹ Vgl.: ROBERT J. W. EVANS: *Central Europe. The History of an Idea*, in: ROBERT J. W. EVANS (Hrsg.): *Austria, Hungary and the Habsburgs. Essays on Central Europe, 1683–1867*, Oxford 2006, S. 293–304.

Catherine Roth: *Naturaliser la montagne?* Le Club Carpatique Transylvain (XIXe–XXIe siècle). Presses Universitaires de Rennes. Rennes 2022. XXXII, 528 S., Ill. ISBN 978-2-7535-8773-1. (€ 28,–.)

With this book, Catherine Roth, a French researcher in information and communication sciences now employed at the Université de Haute Alsace, has delivered an analysis of a mountain club that manages to be both immersive and distanced. R., whose career to date includes positions as the director of culture at the Council of Europe and the director of the Institut français in Frankfurt and the Institut franco-tyrolien in Innsbruck, has family roots in Romania. She uses the mountain club as a lens to examine the construction of a national identity dissociated from any state construction. The author's mobilization of an international historiography on the construction of national identities and mountaineering, handwritten archives, publications spanning more than 150 years, and oral testimonies gathered during interviews and participant observations, in German, Romanian, Hungarian, English and French, is particularly admirable. The analysis, though sometimes a little long-winded, is served by a fluid style that makes this work a pleasure to read.

The main subject of the book is the Transylvanian Carpathian Club (Siebenbürgischer Karpatenverein, SKV), founded in 1880 in the wake of other similar associations and modeled on the German and Austrian Alpine Clubs. The club disappeared in 1945 because it was associated with Germany, which had lost the war, and because its German members

were seen as having sided with the Nazis and most of them were expelled. The documents were hidden and forgotten, but the club was re-founded in 1996. Although not written in its statutes, this club brought together the Saxon community of Transylvania (a German-speaking minority that had been present since at least the twelfth century) and helped resist Magyarization following the abolition of the Saxon self-administration territory and the Saxon assembly in 1876. The Saxons had lost their institutions but, in order to survive as a community in a Hungarian nation-state that wanted to unify the population, they created new ones, both educational and athletic. In this context of seeking symbols for their identity, the mountains took center stage. The Carpathians, previously little explored, become a means of anchoring this minority, of making it possible to “naturalize the human community, to make it as indisputable as a mountain” (p. 11). The community appropriated the mountains in such a way that they then provided common practices and points of reference, in other words a shared culture of nature. The SKV has all the trappings of the European Alpine clubs, which advocate a learned and cultivated approach to the mountains (through botany, geology, history, and ethnology) and not just a sporting one. Although it had no desire for independence, the club maintained relations with Transylvania’s German-speaking urban bourgeoisie. It promoted “endotourism” (p. 93), domestic tourism which, more than a leisure activity, was an instrument for the development and education of the nation. Hiking itself enables the idea of nationhood to be “embodied,” assimilated in and through the body, the senses and the emotions.

The author, drawing on the writings of Anthony D. Smith, Karl W. Deutsch, and Bernhard Giesen, develops a central idea: national communities are forged and maintained by intensive forms of internal communication, sometimes explicit, but above all full of implicit elements that make it possible to read, between the lines, the cultural horizon shared by a community. The SKV, like other alpine clubs, is a medium and a producer of media that establishes links, brings people together, and conveys this communication of identity. Remembrance is important for building a community, but according to Jan Assmann’s precepts, we only remember what is communicated. This is why words, writings, monuments, iconography, and natural elements such as animals, plants, rivers, and mountains (through the names they bear, the maps we make of them, the practices we carry out there, the marking of paths, or the provision of refuges) can maintain this community memory. The SKV is active on all these fronts.

The title, “Naturalizing the Mountains,” should be understood in two senses. The first of these is about passing off social phenomena as natural in order to make them indisputable—this concerns both the Saxon and then Romanian communities, and the Transylvanian Carpathians themselves, which become a recognized natural entity, delimited (the chapter on botany is very convincing in this respect), and coinciding with a population. The second sense refers to the past attempt to give the mountain a nationality, in other words, to the appropriation of this geological and biological entity by the community of Transylvanian Saxons. According to classic Hippocratic determinism, the mountain is deemed to convey upon the Saxon people their immemorial characteristics, even if these were only formalized at the end of the nineteenth century following the loss of their political prerogatives in 1876. And the Saxon people have turned the mountains into a common, unifying space, the basis of their identity and history. Every people has its own nature, in every sense of the word. “For most nationalisms, the mountain is the epitome of the natural” (p. 251), because it allows us to overcome political upheavals and provides a more secure foundation for nations. Immovable and eternal, the mountain adds a time, the very long time, to the three historical times defined by Fernand Braudel (the geographical time or the almost immobile history of the relationships between people and landscape, the social time or the history of the economy, the States, the civilizations, and the individual time or the event history). The very long time of geology allows us to go beyond the all-too-turbulent time of history. But why would these Carpathians have forged a singular

Saxon soul when three nationalities share it? To answer this question, “all you have to do is not read the others” (p. 473).

R. also analyzes the use of mountains under Nicolae Ceaușescu’s “national-communist” regime (1965–1990): in the process of constructing a national identity for Romania, to which Transylvania was attached in 1918, the Saxon heritage was rendered invisible (maps being symptomatic of this). The mountains thus became a symbol of the freedom of the Romanian people, a support for the original Romanian, the shepherd of the mountains, and, in practice, an escape from the constraints of the regime. The regime appropriated tourism and the mountains with identity-related objectives similar to those expressed in the nineteenth century: to get to know, love and feel the homeland, to naturalize it, even if it was recent and anything but self-evident in a multicultural area. “By the mountain, Romania for thirty years will be forever” (p. 476). The same processes were used to create a different identity. Meanwhile, the memory of the SKV was preserved by the Saxon families that remained and by substitutes such as the German high school and the clubs created under communism. The end of communism saw the rebirth of two clubs that were heirs to the SKV, one in Germany and the other in Romania. Unlike in the club’s early days, sport was now the central focus, as it enabled internal communication and set the club apart, through merit and practical excellence, from the rest of the Romanian population, who were less interested in alpine sport. The author also examines the gradual opening up of memories and highlights the success of the communist nationalization process, due to which it is practically inconceivable to contemporary Romanians today that the dominant identity of the region could have once been Saxon.

The author concludes with a reflection on the future of this cultured nature during our age of ecological upheaval. Gone is the idea that nature is that which does not depend on humans, that which goes without saying. The discourse that bases national identity on nature is obsolete. Nature bears the more or less devastating imprint of humankind. Ecology is becoming a strong point of reference for mountain clubs, renewing ties. The pure nation is being challenged, and it is no longer possible to conceive of natural habitats as coinciding with human cultural units; biotopes are becoming the cross-border reference point. Nature now transcends nations.

Versailles

Steve Hagimont

Central Europe and the Non-European World in the Long 19th Century. Hrsg. von Markéta Křížová und Jitka Malečková. Frank & Timme. Berlin 2022. 253 S., Ill. ISBN 978-3-0867-7. (€ 49,80.)

The present volume contributes in important ways to a developing area of inquiry that focuses on how the study of Central European encounters with the non-European can nuance our understanding of Central Europe and its modernity.¹ The underlying paradox of this research agenda needs little explanation: while colonial domination was a primary framework for European encounters with the non-European in the nineteenth century, Central Europeans were not significant participants in colonialism. In light of this, the editors encourage us to concentrate less on the intensity of contacts between Central Europe and the colonized world, and instead to look at how markers of European modernity were articulated in relation to the non-European, and how these markers influenced Central European self-fashionings (pp. 16, 25). In their methodological introduction, Markéta Křížová and Jitka Malečková suggest that instead of taking hierarchical binaries of East and West for granted, as the concept of Eastern Europe² implies and which is

¹ For some selected works dealing with Central European encounters with the non-European, see footnotes 5, 6, 9.

² A concept famously theorized by: LARRY WOLFF: *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994; and MILICA BAKIĆ-

sometimes applied to the study of the Austro-Hungarian Empire, we should focus on local dynamics of domination and being dominated. In this vein, the volume attempts to tease out how, in their strife for national, linguistic, and cultural recognition, the non-dominant nationalities of Central Europe engaged with colonial rhetoric and images of colonialism, such as being colonized or acting as benevolent civilizers. The studies rest on a well-defined set of concepts developed to understand the circulation of colonial discourses across contexts. These include, but are not limited to, “colonial complicity” as discussed by Ulla Vuorela and “imperial clouds” as defined by Christoph Kamissek and Jonas Kreienbaum; while the authors also build on Andre Gingrich’s “frontier Orientalism” in order to dissect regionally specific Orientalisms. The empirical examples examined range from art academies and museums and from literature to texts of a political or missionary nature. Geographically, the focus is on Slovak, Czech, and Hungarian contexts.

Among the individual case studies, Křížová’s study shows that the ability to amass overseas collections became a terrain of rivalry between Czechs and German-Bohemians in Prague, and the ability to display the non-European came to signal a more general ability of political and cultural leadership. Bálint Varga illustrates that Hungarian Jesuits stationed in Mozambique and China considered Catholicism not only as integral to Habsburg imperial and Hungarian national identity, but as a factor that placed their activity above the mostly Protestant civilizing missions of colonial empires. Three studies interrogate the relationship between local and colonial Orientalisms³ and consider how discourses of high imperialism provided a novel language for reflecting on the histories, geographies, and peoples of Central and Southeastern Europe. Robert Born carries out an extensive analysis of the transimperial exchange of Orientalizing aesthetics, and—among other details—reveals that painters from Munich, Vienna, and Paris frequented Szolnok (a town in the Great Hungarian Plain) and later Bosnia in search of inspiration for Oriental scenes. Malečková offers an engaging analysis of Czech colonial fantasies of acting as civilizers among the Slavic Muslims of Bosnia-Herzegovina and thus promoting Czech national significance in the Austro-Hungarian Empire. The figure of the Turk in Slovak literature is the topic of Charles Sabatos’s study, in which he suggests that the depiction of the Turk as a noble enemy originally appealed to the class-based sensibilities of the nobility.

Overall, the contributors successfully capture multi-directional exchanges between centers and peripheries and between colonies and empires. In doing so, they manage to isolate a specifically Central European take on the non-European world. At the same time, by taking Central Europe as an epistemic site of colonial discourses, the volume contributes to the decentering of colonialism. This latter point is strongly undergirded by the closing study of the volume, in which Barbara Lüthi compares Central and Northern European outlooks and concludes that civilizing and colonial fantasies unfolded their seductive allures across disparate contexts. In addition to offering new insights into how colonial discourses fed nationalisms in the Austro-Hungarian Monarchy, the volume furthers the search for global exchanges in Central Europe at exhibitions, fairs,⁴ and ethnographic shows.⁵ It also identifies Orientalisms beyond French, English or German intellectual traditions.⁶

HAYDEN: Nesting Orientalisms: The Case of Former Yugoslavia, in: *Slavic Review* 54 (1995), 4, pp. 917–931; MARIA TODOROVA: *Imagining the Balkans*, New York 1997.

³ Still fundamental: EDWARD W. SAID: *Orientalism*, New York 1978.

⁴ E.g.: MATTHEW RAMPLEY: *Peasants in Vienna: Ethnographic Display and the 1873 World’s Fair*, in: *Austrian History Yearbook* 42 (2011), pp. 110–132.

⁵ DĄGOSŁAW DEMSKI, DOMINIKA CZARNECKA (eds.): *Staged Otherness: Ethnic Shows in Central and Eastern Europe, 1850–1939*, Budapest—New York 2021.

⁶ As such, the volume is a continuation of works like: JAMES HODKINSON, JOHN WALKER et al. (eds.): *Deploying Orientalism in Culture and History: From Germany to Central and Eastern Europe*, Rochester—New York 2013.

The breadth of the research contained in this collection is a merit of the volume. One dimension of this breadth is that outlooks on race are taken up in multiple studies, although they are not always elaborated upon (except in Malečková's study). Admittedly, race was not a central topic for the volume, and the editors even note that issues of race are "only touched upon" (p. 22). Nonetheless, racial thinking was becoming ever more pervasive in the nineteenth century. One can refer to Anne McClintock or Ann Stoler, who have revisited Michel Foucault's thesis on biopolitics becoming a modern means of governing, and claim that biopolitical notions of the normal were coined between colonies and metropolises.⁷ While the authors do reference other aspects of Stoler's work, her scholarship on race and gender hardly features. Whiteness studies and decolonial theory remain marginal to the volume, although these studies underline that civilizational norms of Europeaness—for example heterosexuality and binary gender—were codified along a long history of colonial conquest.⁸ Significantly, historians of medicine and eugenics emphasize that besides the centripetal and centrifugal forces at work within the Austro-Hungarian Empire, Central European science was shaped by trans-imperial and global frameworks.⁹ In other words, while the authors capture compelling and important moments in the history of race, class, and sexuality in Central Europe, some of these findings deserve more space and can perhaps be more closely connected to global processes. For example, the racial belonging of urban underclasses was viewed with suspicion in Britain, and in the colonies the poor were often excluded from the intertwined categories of middle-class status, respectability and Europeaness.¹⁰ When Hungarian missionaries wrote that working class Europeans were not ideal colonial settlers because they set a harmful example for Africans (pp. 194–195), they conveyed racialized perceptions of middle-class respectability to their Hungarian audience. Another example of the global circulation of ideas about racial and sexual normalcy was the Czech belief that monogamy distinguished Slavic Muslims from other Muslims (p. 82). That is, sexual conduct surfaced as a means of setting up hierarchical divides within Central and Southeastern Europe in the 1880s.¹¹ These findings earn

⁷ ANNE MCCLINTOCK: *Imperial Leather: Race, Gender, and Sexuality in the Colonial Contest*, New York 1995; ANN LAURA STOLER: *Race and the Education of Desire: Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*, Durham—London 1995; on biopolitics, see MICHEL FOUCAULT: *The History of Sexuality. Vol. 1: An Introduction*, New York 1978.

⁸ MARÍA LUGONES: *Toward a Decolonial Feminism*, in: *Hypatia* 25 (2010), 4, pp. 742–759, here p. 743; ANIKÓ IMRE: *Whiteness in Post-Socialist Eastern Europe: The Time of the Gypsies, the End of Race*, in: ALFRED J. LÓPEZ (ed.): *Postcolonial Whiteness: A Critical Reader on Race and Empire*, Albany—New York 2005, pp. 79–102.

⁹ TATJANA BUKLIJAS, EMESE LAFFERTON: *Science, Medicine and Nationalism in the Habsburg Empire from the 1840s to 1918*, in: *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences* 38 (2007), 4, pp. 679–686, here p. 680; MARIUS TURDA, PAUL J. WEINDLING: *Eugenics, Race and Nation in Central and Southeast Europe, 1900–1940: A Historiographic Overview*, in: MARIUS TURDA, PAUL J. WEINDLING (eds.): *"Blood and Homeland": Eugenics and Racial Nationalism in Central and Southeast Europe, 1900–1940*, Budapest 2007, pp. 1–20, here p. 9. An overview of colonialism's relevance to eugenics in Central Europe appeared after the publication of the volume under review: MARIUS TURDA, BOLAJI BALOGUN: *Colonialism, Eugenics and "Race" in Central and Eastern Europe*, in: *Global Social Challenges Journal* 20 (2023), pp. 1–11, <https://doi.org/10.1332/TQUQ2535>.

¹⁰ STOLER (as in footnote 7), pp. 97–100; MCCLINTOCK (as in footnote 7), p. 43.

¹¹ Said stressed that European fantasies of "Oriental sex" carried with them the idea of a distinct East and West, SAID (as in footnote 3), pp. 189–191. On the subject of Islamic sexuality signaling the non-Europeaness of the Balkans, see: PIRO REXHEPI: *EÜrientation Anxieties: Islamic Sexualities and the Construction of Europeaness*, in: ZLATAN

this volume an important place among the studies that seek to understand racialization in Central Europe, during the time frame leading up to the extensive institutionalization of eugenics and the abominable escalation of racial thinking in the twentieth century.

Budapest

Zsuzsanna Varga

KRAJINA, NEBOJŠA BLANUŠA (eds.): *EU, Europe Unfinished: Mediating Europe and the Balkans in a Time of Crisis*, London 2016, pp. 145–161.

Pogroms. A Documentary History. Hrsg. von Eugene M. Avrutin und Elissa Bemporad. Oxford University Press. New York 2021. IX, 234 S., Ill. ISBN 978-0-19-006009-1. (€ 29,-.)

Pogrome im 19. und 20. Jh. haben in den letzten zwei Jahrzehnten beträchtliche Aufmerksamkeit in der Forschung auf sich gezogen. Insbesondere gilt dies für Pogrome im Russländischen Reich, in den polnischen Territorien der Habsburgermonarchie und im unabhängigen Polen. Die Forschung hat mittlerweile aber auch gezeigt, dass es Ausschreitungen und Gewalttaten gegen Juden im 19. und Anfang des 20. Jh. auch in anderen Teilen Europas, nicht zuletzt in den deutschen Territorien und in anderen Gebieten der Habsburgermonarchie, in beträchtlicher Zahl gab.¹ Der Band beschränkt sich allerdings auf die oben genannten Gebiete. Insbesondere im Russländischen Reich nach der Jahrhundertwende war die Zahl der Todesopfer deutlich höher als bei den Pogromen in anderen Regionen und im 19. Jh.

Auf ein einleitendes Kapitel der Hrsg. folgen Abschnitte mit jeweils ungefähr zehn Quellen zu verschiedenen Pogromereignissen. Bei den Quellen handelt es sich um behördliche Dokumente, Erinnerungen von Juden, Zeitungsberichte, aber auch literarische Verarbeitungen. Sie werden durch zahlreiche Bilddokumente ergänzt. Die Materialien wurden jeweils von führenden Experten zu den Themengebieten zusammengestellt.

Der Band beginnt mit Dokumenten über die Ausschreitungen gegen Juden im Russländischen Reich, vorwiegend in den ukrainischen Gebieten, in den Jahren 1881–1884. Ein weiterer Abschnitt enthält Dokumente zum Pogrom von Kišinev 1903, der durch sein hohes Gewaltniveau und eine große Zahl von Toten insbesondere in der jüdischen Öffentlichkeit weltweit Entsetzen auslöste.

Ein weiterer Abschnitt ist Pogromen während der Revolution von 1905/06 in Russland gewidmet. Die Pogrome dieser Jahre stellen eine Zäsur in der Geschichte dieser Form der antijüdischen Gewalt dar. Während frühere Gewalttaten vorwiegend auf soziale Spannungen in Verbindung mit religiös geprägten, antijüdischen Vorstellungen – oft fanden Pogrome während der Ostertage statt – und Krisen unterschiedlicher Art zurückgingen, gerieten Juden nun viel stärker ins Spannungsfeld politischer Auseinandersetzungen zwischen linken, revolutionären Kräften und radikalen, gewaltbereiten Unterstützern der Monarchie. Die paramilitärisch organisierten „Schwarzen Hundertschaften“ griffen Juden an, weil sie diese für einen Teil der Kräfte hielten, die die alte Ordnung stürzen wollten. Es kam zu Hunderten von Pogromen mit vermutlich mehreren tausend Toten.

Ein bisher vergleichsweise wenig untersuchtes Thema sind Pogrome während des Ersten Weltkriegs, die der Band ebenfalls in einem eigenen Abschnitt behandelt. Hier waren die Täter meist russische Truppen in den Kriegsgebieten. Ausschreitungen gab es aber auch an anderen Orten. Vorstellungen über Juden als mögliche Verräter und eine unzuverlässige Bevölkerungsgruppe bildeten hier den ideologischen Kontext. Eine Rolle spielte aber auch, dass Juden für die zunehmenden Versorgungsmängel verantwortlich gemacht wurden.

¹ Umfassend untersucht bei: WERNER BERGMANN: *Tumulte – Exzesse – Pogrome. Kollektive Gewalt gegen Juden in Europa 1789–1900*, Göttingen 2020.

In den Pogromen während der Revolution und des Bürgerkriegs, die vorwiegend 1919 in der Ukraine stattfanden, erreichte die antijüdische Gewalt dann ein bisher nicht gekanntes Ausmaß. Mehrere zehntausend Juden wurden während dieser Pogrome getötet. Die Täter waren vorwiegend Angehörige der sich in dieser Zeit in den ukrainischen Territorien bekämpfenden militärischen Verbände. Ein zentrales Motiv war hier Raub, aber auf Seiten der Gegner der *Bol'sheviki* auch die Vorstellung, dass Juden zu deren Unterstützern gehörten.

Gegenüber der ausführlichen Behandlung der antijüdischen Gewalt im Russländischen Reich berücksichtigt der Band die Pogrome in Polen nur knapp. Ein eigener Abschnitt ist hier allerdings der Gewaltwelle im habsburgischen Galizien im Jahr 1898 gewidmet. Andere Pogrome werden dann in einem gemeinsamen Abschnitt für den Zeitraum 1918–1946 behandelt. Er enthält Quellen zu einigen Fällen 1918/19 sowie in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre und ein Dokument zum Pogrom von Kielce 1946. Die zahlreichen Pogrome in ländlichen Regionen Galiziens 1919, die teilweise in den gleichen Gebieten wie diejenigen von 1898 stattfanden, werden hier ebenso wenig thematisiert wie in einer Karte mit Pogromorten in Polen (S. 194).² Die Pogrome in der Anfangsphase des deutsch-sowjetischen Krieges in den polnischen Ostgebieten im Sommer 1941 werden nur kurz im einleitenden Text erwähnt (S. 198 f.), aber ebenfalls nicht mit Quellen berücksichtigt.

Insgesamt bietet der Band eine nützliche Ergänzung für die universitäre Lehre zu Pogromen und Antisemitismus. Während es dazu eine umfangreiche Forschungsliteratur auf Deutsch und Englisch gibt, liegen Quellen, soweit sie publiziert sind, meist nur in den osteuropäischen oder jüdischen Sprachen vor. Der vorliegende Band macht nun auch weitere Quellen in englischer Sprache zugänglich.

Halle (Saale)

Kai Struve

² Vgl. hierzu: WILLIAM W. HAGEN: *Anti-Jewish Violence in Poland, 1914–1920*, Cambridge 2018, S. 255–301; FRANK GOLCZEWSKI: *Polnisch-jüdische Beziehungen 1881–1922. Eine Studie zur Geschichte des Antisemitismus in Osteuropa*, Wiesbaden 1981, S. 253–264; KAI STRUVE: *Die Juden in der Sicht der polnischen Bauernparteien vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1939*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 48 (1999), S. 184–225, hier S. 200–205.

Piotr Szlanta: Der „Polenfresser“ gegen die „Reichsfeinde“. Kaiser Wilhelm II. und die Polen 1888–1918. Aus dem Polnischen von Matthias Barelkowski. (Deutsches Polen-Institut. Polnische Profile, Bd. 14.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2022. 236 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-447-11915-3. (€ 22,—.)

Die „Polenfrage“ ist eines der wichtigsten Problemfelder in der Geschichte des Deutschen Kaiserreiches. Die Frage, wie mit der polnischsprachigen Bevölkerung in den preußischen Provinzen vor allem im Osten des Reiches, aber auch im Ruhrgebiet umzugehen sei, zog sich wie ein roter Faden durch die politischen Entscheidungen der staatlichen Institutionen: Sind die Polen loyale Untertanen oder streben sie ausschließlich nach der Wiedererrichtung ihres eigenen Staatswesens? Können sie für den preußischen Staat gewonnen werden oder müssen ihre Ambitionen zur Bewahrung der nationalen Eigenart entschieden zurückgedrängt werden, weil sie dem deutschen Anspruch auf die gemischtsprachigen Territorien entgegenstehen? Piotr Szlanta fokussiert sich in seiner Studie¹ auf das Verhältnis der polnischen Untertanen zu ihrem monarchischen Oberhaupt Kaiser Wilhelm II. und untersucht auf verschiedenen Ebenen, wie es sich entwickelte.

Einleitend skizziert der Vf. die in den letzten Jahrzehnten gewonnenen Forschungserkenntnisse zu Person und Amtsführung des letzten deutschen Kaisers und beschreibt ein-

¹ Polnische Fassung: PIOTR SZLANTA: *„Polakożerca“ kontra „wrogowie Rzeszy“*. Cesarz Wilhelm II i Polacy 1888–1918, Warszawa 2019.

zelne schwierige Dispositionen in dessen Charakter, die sich in besonderer Weise auf das Verhältnis zu den Polen auswirken sollten. Die Erwartungen der polnischen Gemeinschaft zum Amtsantritt Wilhelms II. waren vorsichtig abwartend, denn die ersten Personalentscheidungen des Kaisers signalisierten eher eine Kontinuität der antipolnischen Politik als einen liberalen Aufbruch. Die Entlassung des bei den Polen verhassten Otto v. Bismarck jedoch schien neue Optionen zu eröffnen, und einzelne polnische Politiker setzten in ihren Bemühungen um eine Versöhnungspolitik ebenfalls darauf, bei dem Monarchen Gehör zu finden. Des Kaisers aggressive Rhetorik bei seinen öffentlichen Reden in Thorn oder Marienburg stieß jedoch die wohlwollenden Polen vor den Kopf und bestätigte die skeptischen in ihrer Haltung.

Neben diesen Reaktionen beschäftigt sich Sz. mit den Polen in der unmittelbaren Umgebung des Monarchen. Außer den bekannten polnischen Mitgliedern des preußischen Herrenhauses Graf Bogdan von Hutten-Czapski und Hugo Radoliński (Hugo von Radolin), der zwischen seiner polnischen Herkunft und seiner deutschen Sozialisation mänderte, nennt er die beiden Maler Wojciech Kossak und Julian Fałat, die unmittelbaren Zugang zum Kaiser hatten und wiederholt anerkennend von ihm angesprochen wurden. Nachhaltigen Einfluss auf die Meinung des Monarchen gewannen sie jedoch nicht. Mit Kossak kam es nach der Marienburger Rede 1902, bei der Wilhelm mit scharfen Worten den „Übermut des Polentums“ rügte, zum Zerwürfnis, was den Kaiser offenbar in seiner Ablehnung alles Slawischen bestärkte. Diese Grundhaltung führt der Vf. auf die enge Beziehung Wilhelms II. zu Houston Stewart Chamberlain und dessen rassistischer Ideologie zurück, wenngleich er nicht vertiefend auf diesen Gedanken eingeht.

Besonderes Augenmerk richtet der Vf. auf die Reaktionen der polnischen Bevölkerung auf die Feierlichkeiten am kaiserlichen Hof. Dabei beschäftigt er sich nicht nur intensiv mit dem Verhalten des in offiziellen Stellungen befindlichen Adels, sondern auch mit den Reaktionen der lokalen Vertreter von Handel und Gewerbe. Den Boykottaufrufen der polnischen Vereine anlässlich der Kaisertage oder anderer Festlichkeiten rund um die kaiserliche Familie folgten keineswegs alle Polen. Es waren vor allem die Frisöre, die den Boykott ignorierten, denn gerade sie dürften im Vorfeld solcher gesellschaftlichen Ereignisse einen guten Umsatz erzielt und den wirtschaftlichen Interessen Vorrang vor den nationalen eingeräumt haben. Damit spricht der Vf. auch die Zweifel und durchaus nicht immer nur antipreußischen/antideutschen Ansichten der Polen an. Trotzdem wurden sie vom Monarchen pauschal als „Reichsfeinde“ stigmatisiert. Sein Blick bleibt dabei nicht auf die polnische Gemeinschaft im preußischen Teilgebiet beschränkt, sondern rezipiert auch die Reaktionen und Einschätzungen aus dem russischen Königreich Polen, speziell Warschau, und dem österreichischen Galizien. Aus der Zusammenstellung geht sehr deutlich hervor, wie der Kaiser in den Augen der polnischen Bevölkerung kontinuierlich an Legitimität verlor. Die Karikaturen aus der polnischen Presse, mit denen der Vf. seine Studie ergänzt hat, veranschaulichen dies in gelungener Weise und runden diese glänzend geschriebene, von Matthias Barelkowski kongenial übersetzte und gut lektorierte Studie ab. Einzelne Zitate als Kapitelüberschriften sind zwar irreführend und umreißen eher die zeitgenössische Stimmung als den Inhalt des folgenden Kapitels, aber das tut dem Gesamteindruck keinen Abbruch. Es ist ein ansprechendes, sehr gut lesbares und solide recherchiertes Werk, das die Forschungen zu der grundlegenden Frage der Position der polnischen Minderheit im Deutschen Kaiserreich um einen wichtigen Aspekt erweitert.

Düsseldorf

Sabine Grabowski

The World beyond the West. Perspectives from Eastern Europe. Hrsg. von Mariusz Kałczewiak und Magdalena Kozłowska. (New Perspectives on Central and Eastern European Studies, Bd. 3.) Berghahn. New York – Oxford 2022. VI, 253 S., Ill. ISBN 978-1-80073-352-7. (\$ 135,-)

Dieser Band bespricht die Beziehungen zwischen Osteuropa und der „nicht-westlichen“ Welt und trägt damit zu einem expandierenden Forschungsfeld bei, das sich der globalen Verortung der Region widmet. Zeitlich konzentrieren sich die Beiträge auf die Phase des Hochimperialismus des späten 19. und frühen 20. Jh. und die Zwischenkriegszeit. Nur zwei Aufsätze besprechen Entwicklungen nach 1945. Osteuropa wird definiert als die Summe Russlands und der Länder, die zu unterschiedlicher Zeit unter russischer Herrschaft standen. Die Hrsg. sehen die Untersuchungsregion durch die „osteuropäische Kondition“ geprägt, welche sich durch eine sowohl von außen zugeschriebene als auch verinnerlichte Marginalität und Andersartigkeit gegenüber dem Westen auszeichne.

Durch diese Zwischenlage waren die Osteuropäer einerseits einem hegemonialen Zugriff der Westeuropäer ausgesetzt. Andererseits konnten sie sich selbst in der Welt als Europäer und damit als Teil des kolonialen Zentrums positionieren. Wie die Hrsg. betonen (S. 5), gehörten die Osteuropäer auf diese Weise sowohl zum Westen als auch zum Osten und waren damit sowohl Urheber als auch Objekte orientalisierender Diskurse. Der Band schickt sich nun an, empirisch zu untersuchen, wie Osteuropäer außereuropäischen Kulturen begegneten. Indem er über die klassische westeuropäische Perspektive hinausgeht und schwerpunktmäßig osteuropäische Reiseberichte auswertet, möchte der Band eine neue Sicht auf den Orientalismus liefern.

Neun empirische Fallstudien veranschaulichen diesen konzeptuellen Zugriff. Batir Xasanov umkreist den abfälligen russischen Begriff *azjatčina*, der sich vor allem mit der Idee der Leere der zentralasiatischen Steppe verband. Curtis G. Murphy zeigt, wie polnische Autoren bestimmte Volksgruppen im Kaukasus als potenzielle Verbündete im Kampf gegen das Russländische Reich ansahen, sich jedoch gegenüber Volksgruppen in Zentralasien als Vertreter einer russischen Zivilisierungsmission inszenierten. Mateusz Majman vergleicht zwei ethnografische Berichte über nordkaukasische, sprachlich und kulturell mit dem Iran verbundene Bergjuden im 19. Jh., wobei der eine von einem Juden aus Minsk, der andere von einem Bergjuden selbst verfasst wurde. Beide sind mit Sympathie geschrieben, vermitteln aber zugleich orientalistische Stereotype. Balázs Vencovits beschäftigt sich mit ungarischen Schriften über Mexiko im 19. Jh. und kommt zu dem Schluss, dass sich Ungarn mit dem Westen identifizierten, sobald sie in einem weniger entwickelten Land unterwegs waren. Jonathan Hirsch analysiert die Berichterstattung über russische Juden in Palästina, welche mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs nach Ägypten deportiert wurden, und zeigt auf, wie diese in Abgrenzung zu sephardischen Juden und Arabern als dezidiert westliche Akteure stilisiert wurden. Barbora Buzássyová legt am Beispiel der sozialistischen Tschechoslowakei dar, wie es Reiseberichte über Afrika erlaubten, Überlegenheitsansprüche fortzuschreiben, ohne die Ideale sozialistischer Kooperation offiziell in Frage stellen zu müssen. Sie sieht ab den 1960er Jahren, als sich ambitionierte Pläne für eine umfassende Zusammenarbeit nicht realisierten, eine Verschiebung von einem Afro-Optimismus hin zu einem Afro-Pessimismus. Marta Grzechnik behandelt polnische Siedlungsbestrebungen und wissenschaftliche Expeditionen der Zwischenkriegszeit in Südamerika, die in den Organen der Lobbygruppe See- und Kolonialbund (Liga Morska i Kolonialna) verbreitet wurden. Sie zeigt, dass diese Berichterstattung auf eurozentrischen Narrativen beruhte und koloniale Fantasien evozierte. Auch Piotr Puchalski beschäftigt sich mit der Zweiten Polnischen Republik und führt aus, dass koloniale Projekte, vornehmlich in Afrika, mit dem Ziel formuliert wurden, der instabilen geopolitischen Lage Polens in Europa zu begegnen. Puchalskis Aufsatz sticht konzeptuell dadurch hervor, dass er den Expansionsdrang aus der relativen Rückständigkeit Polens und als Teil eines umfassenderen Modernisierungsprojekts zu ihrer Überwindung erklärt. Jill Massino untersucht schließlich, wie die Schrecken des Vietnamkriegs dazu beitrugen,

die kommunistische Regierung in Rumänien gegenüber ihrer eigenen Bevölkerung mit mehr Legitimität auszustatten.

Die Beiträge zeigen in ihrer Gesamtheit, dass osteuropäische Akteure außerhalb Europas einerseits wie Repräsentanten der Kolonialmächte auf die bereisten Gesellschaften herabschauen konnten. Ein Rekurs auf Okzidentalismus und Weißsein war für Osteuropäer eine stets verfügbare Handlungsoption. Andererseits konnten sie den vorgefundenen Gesellschaften, insbesondere aufgrund ihres eigenen niederen Status in der imperialen Weltordnung, eine spezielle Sympathie entgegenbringen. Interessanterweise waren es oft dieselben Akteure, die je nach Kontext und Konjunktur eine andere oder gar gegensätzliche Perspektive einnahmen. Indem er diese Ambiguität systematisch offenlegt, verfügt der Band über eine hohe Kohärenz. Aber zeichnet das tatsächlich die osteuropäische Perspektive gegenüber anderen Sichtweisen aus? Auch in Reiseberichten britischer und französischer Autoren findet sich je nach persönlicher Verortung ein breites Meinungsspektrum von der uneingeschränkten Unterstützung der Zivilisierungsmission bis hin zu Kritik und Empathie mit den Kolonisierten. Letztendlich zeigt der Band damit lediglich, dass die Osteuropäer die Welt auf ähnliche Weise betrachteten wie die Westeuropäer, was durchaus ein Ergebnis ist.

Wie es bereits im Titel anklingt, teilt der Band die Welt konzeptuell in den Westen, Osteuropa und den „Nicht-Westen“ ein und reproduziert damit die Vorstellung von einer Ersten, Zweiten und Dritten Welt. Zwar ergibt diese Einteilung sicherlich einen gewissen Sinn. Aber es wäre zu fragen, ob man Osteuropa im globalen Kontext denn immer als ein defizitäres Anhängsel des Westens verstehen sollte. Zumindest die sowjetischen Kommunisten waren da selbstbewusster, was im Band an keiner Stelle thematisiert wird. Letztendlich mag Osteuropa als Untersuchungsraum zu heterogen sein, um ein einheitliches Narrativ gegenüber der „nicht-westlichen“ Welt herauszubilden.¹ Auch ein Fokus auf eurasische Gemeinsamkeiten könnte frische Perspektiven öffnen.²

Mit Südamerika, Afrika, dem Nahen Osten, dem Kaukasus und Zentralasien sowie Vietnam deckt der Band ein breites regionales Spektrum ab. Jedoch vermisst man sowohl Süd- als auch Ostasien. Das ist schade, denn hier gibt es bereits spannende Untersuchungen, die Lust auf mehr machen.³

Die Hrsg. betonen explizit (S. 243), dass es ihnen vornehmlich um osteuropäische Diskurse über die nicht-westliche Welt gehe. Trotzdem fragt man sich als Leser oft, wie nun Repräsentanten der bereisten Gesellschaften die Osteuropäer wahrgenommen haben. Auch hier gibt es viel Raum für zukünftige Forschungen.

Eine knappe Mehrheit der Autoren ist an Universitäten im eingangs definierten Osteuropa tätig. Die übrigen Beiträger sind mit Institutionen in Deutschland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten affiliert. Wenn es hier trotz Publikationsort New York gelingt, die hegemoniale Perspektive, dass der Westen über den Osten schreibt, zu überwinden, wäre es ein zusätzlicher Gewinn gewesen, wenn auch Wissenschaftler aus den bereisten Regionen zu Wort gekommen wären.⁴ Trotz dieser Kritikpunkte ist der Band ein wich-

¹ DARIUSZ KOŁODZIEJCZYK, IGOR CHABROWSKI: Unobvious Parallels. Christiaan Snouck Hurgronje, Waclaw Sieroszewski, and Their Role in Gathering Imperial Knowledge in Sumatra and Yakutia in the 1890s, in: *Journal of World History* (2023), 1 (34), S. 47–76.

² CHRIS HANN: Eurasian Dynamics. From Agrarian Axiality to the Connectivities of the Capitalocene, in: *Comparativ* (2018), 4 (28), S. 14–27.

³ TOMASZ EWERTOWSKI: Images of China in Polish and Serbian Travel Writings (1720–1949), Leiden 2020.

⁴ YINHUI MAO (Hrsg.): Spotkania polonistyk trzech krajów – Chiny, Korea, Japonia. Rocznik 2016/2017 [Treffen von Polonisten dreier Länder – China, Korea, Japan. Jahrbuch 2016/2017], Warszawa 2018.

tiger, qualitativ hochwertiger und gut zu lesender Baustein zur Globalgeschichte Osteuropas.

Hong Kong

Klaus Dittrich

Andrzej Chwalba: The People of Poland at War. 1914–1918. (Geschichte – Erinnerung – Politik, Bd. 39.) Peter Lang. Berlin u. a. 2021. 423 S. ISBN 978-3-631-83845-7. (€ 66,–.)

Das 2018 erschienene Werk *Wielka wojna Polaków 1914–1918* (Der große Krieg der Polen 1914–1918) ist im Jahr 2021 in kurzer Abfolge auf Deutsch und auf Englisch erschienen. Die vorliegende Rezension basiert auf der englischen Übersetzung. Aber allein die Titel der beiden aus dem Polnischen übersetzten Bücher *The People of Poland at War: 1914–1918* und *Der Krieg der Anderen. Die Polen und der Erste Weltkrieg 1914–1918* verdeutlichen die Herausforderung, über ein Land zu schreiben, das in diesem Zeitraum nicht existierte und in dessen immer wieder neu imaginierten Grenzen nicht nur Polinnen und Polen lebten.

Der an der Jagiellonen-Universität lehrende Historiker Andrzej Chwalba hat eine, so viel sei vorweggenommen, tiefgehende und gut zu lesende Synthese vorgelegt. Er beschreibt die Entwicklungen des Ersten Weltkriegs in einem Territorium, das seit 1919 zum polnischen Staat gehört. Im Ersten Weltkrieg war es eine Region, in der die Grenzen und Herrschaftsformen des Russländischen Reiches, des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns aufeinandertrafen, in der ein Krieg zwischen dem Zarenreich und den Mittelmächten stattfand, in dem Polen in allen Armeen kämpften, in der sich die Aktivitäten der polnischen Unabhängigkeitsbewegung verstärkten und in der die äußerst heterogene Bevölkerung mit den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Folgen eines langen Krieges zurechtkommen musste.

Ch. formuliert in seiner Einleitung, dass er bei dem Versuch, dieser komplexen Thematik eine (Buch-)Struktur zu geben, gedanklich mehrere Herangehensweisen durchgespielt (S. 14) und sich schließlich für eine Mischung aus einer chronologischen Anordnung und einer Reihe von Vertiefungspunkten entschieden habe. Der zeitliche Rahmen beginnt mit dem Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914 und endet mit dem 11. November 1918, der die Unterzeichnung des Waffenstillstands an der Westfront und gleichzeitig die Übertragung des Oberbefehls über die polnischen Truppen durch den Regenschaftsrat an Józef Piłsudski markiert. Die Studie setzt sich zum Ziel, die bereits seit Langem etablierte Forschung zu politischen und militärischen Aspekten der polnischen Geschichte mit neueren sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen und geschlechtsspezifischen Forschungsperspektiven sowie der Anthropologie und Umweltgeschichte zu verbinden.

In den ersten zwei Kapiteln stehen militärische Entwicklungen im Vordergrund: Zahlen, Statistiken und logistische Aspekte werden hinsichtlich der Vorbereitungen der Armeen auf den Krieg, die Mobilisierung und den Weg der Soldaten zur Front kurz abgehandelt. Es folgen die wichtigsten militärischen Operationen der drei Kriegsparteien in chronologischer Reihenfolge. Ch. kann hier auf eine breite Forschung zu der eben doch nicht mehr ganz so vergessenen Ostfront zurückgreifen. Dem Autor gelingt es, örtliche Gegebenheiten, taktische Überlegungen, technische Details zu den unterschiedlichen Waffengattungen und situative Momente zu beschreiben. Gleichzeitig verflechtet er diese Aspekte unter Heranziehung von Egodokumenten mit der Alltagserfahrung von Soldaten und ihrem Erleben des Krieges angesichts von Tod, Nahrungsmittelknappheit und schwierigen Wetterlagen, wie etwa während des Karpaten-Feldzugs. Ebenso wird beispielsweise auf wenigen Seiten der Giftgaseinsatz der deutschen Armee bei Sochaczew aus mehreren Perspektiven dargestellt, sodass sowohl die Skepsis deutscher Soldaten gegenüber dieser mörderischen Waffe erwähnt wird als auch die Angst und Panik der Soldaten auf russischer Seite, die bis Ende 1915 auf die Entwicklung und Produktion der wirksamen Gasmasken warten mussten und Glück hatten, wenn sie dann bei der generell mangelhaften Ausstattung der Zarenarmee überhaupt eine erhielten (S. 62 f.).

Das darauffolgende Kapitel „The army takes over“ umfasst nur 16 Seiten und ist gleichzeitig ein inhaltliches Scharnierstück zwischen den konkreten Kriegshandlungen und der Welt der Zivilisten, deren Leben nun auch in Teilen durch das Kriegsrecht bestimmt wurde. Gerüchte und die allgegenwärtige Angst vor Spionen führten in den Grenzregionen zu einem tiefen Argwohn gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen, vor allem, wenn diese auf unterschiedlichen staatlichen Territorien lebten. Die Zarenarmee und die deutsche Armee misstrauten Polen, die k. u. k. Armee verdächtigte die eigene ukrainische Bevölkerung, und in den Reihen der jüdischen Bevölkerung vermutete die russische Armee Spione für die deutsche Seite. Mit dem Verdacht der Spionage und Sabotage wurden Deportationen, massive Einschränkungen der Mobilität oder Standgerichte gerechtfertigt, wenn auch in den verschiedenen Herrschaftsbereichen und Besatzungszonen in unterschiedlicher Intensität (S. 80 f.). Dieser Aspekt wird in den folgenden Kapiteln noch detaillierter aufgeschlüsselt, indem in den Kap. 4–8 die drei Imperien während des Krieges und deren Besatzungsregime auf fremden Territorien behandelt werden. Wie unterschiedlich die Erfahrungen in dieser dynamischen Entwicklung des Krieges waren, wird vor allem deshalb deutlich, weil Ch. alle Bevölkerungsgruppen und deren Verwobenheit untereinander im Blick behält. Diese Beziehungen verschlechterten sich während des Krieges eben durch die Spionage- und Partisanenangst deutlich, so z. B. im österreichischen Galizien (S. 126).

Auch das sich verschlechternde Verhältnis der jüdischen, ukrainischen, weißrussischen und litauischen Bevölkerung zu ihren polnischen Mitbürgern wird in diesen Kapiteln durchgehend thematisiert. Ebenso werden die Streitigkeiten über das künftige Gebiet eines autonomen oder unabhängigen Polens im Verlauf der immer wieder neuen Kriegskonstellationen dargestellt. Gleichzeitig behandelt der Autor die auch durch die Kriegsumstände immer besser organisierte polnische Zivilgesellschaft. Diese reagierte auf die vielfältigen Herausforderungen mit der Gründung von Hilfsorganisationen, die Lebensmittel und Unterkünfte verteilten, Wiederaufbauarbeit leisteten und Kontakte zu internationalen Hilfsorganisationen initiierten. So verzahnt Ch. die Ereignisse des Krieges, die Entwicklung in der sich internationalisierenden humanitären Hilfe und deren politische Dimensionen mit der Beschreibung bekannter Persönlichkeiten wie Rudyard Kipling und John Galsworthy, die sich für pro-polnische Kampagnen einsetzten (S. 229).

Der zunehmende Organisationsgrad polnischer Hilfsvereine war auch ein Baustein auf dem Weg zur staatlichen Unabhängigkeit, die in Kap. 9 in mehreren Schritten behandelt wird. Der Vertrag von Brest-Litowsk wird hier als starkes auslösendes Moment der Unabhängigkeitsbestrebungen innerhalb der polnischen Gesellschaft beschrieben. Zugleich beförderte es das polnisch-ukrainische Verhältnis auf einen Tiefpunkt (S. 309). Sowohl innerhalb des dreigeteilten Landes als auch international entbrannten vielfältige Diskussionen, wie ein polnischer Staat und überhaupt die territoriale Ordnung in Mittel- und Osteuropa aussehen könnten. So bezieht der Vf. auch die Bandbreite an Vorstellungen innerhalb der polnischen Politiklandschaft ein. In konservativen Kreisen wurde etwa auch ein trialistisches Konzept „Österreich – Ungarn – Polen“ vertreten. Im November 1918 war aber zumindest für Polen klar, dass der militärische Führer Piłsudski als zukünftiger Staatsherr eine weitreichende Rolle spielen würde.

Vor dem Fazit „The Polish Finale“ fügt Ch. seinen Ausführungen noch ein letztes Kapitel mit dem Titel „Everyday life“ hinzu, das thematische Aspekte vertieft, die sich in Ansätzen schon durch die vorangegangenen Kapitel ziehen. So werden beispielsweise demografische Veränderungen, Gesundheit und Hygiene, Nahrungsmittel, Transport und Kommunikation noch einmal gebündelt dargestellt. Dass das letzte Unterkapitel in diesem Kapitel ausgerechnet dem Thema „Women’s activation“ gewidmet ist, wirkt etwas unglücklich. Dieses hätte sich, nach den Impulsen der Genderforschung, besser in die allgemeinen politischen Aktivitäten, die in den vorangegangenen Kapiteln dargestellt werden, eingefügt als ganz am Ende und noch hinter dem Abschnitt über die Entwicklung des Schwarzmarktes.

Neben dieser kleineren Kritik sei noch angemerkt, dass Ch. an einigen Stellen des Buches deutlicher hätte unterscheiden können, was bei den zahlreichen Spionage- und Illoyalitätsverdächtigungen, die sich nicht selten zu Partisanenpsychosen ausweiteten, militärisch wirklich relevant war. Das Bild von gefährlichen Bevölkerungsgruppen, die der eigenen Armee in den Rücken fallen können, war in vielen Grenzregionen, etwa im Osmanischen Reich, im Russländischen Reich und in Österreich Ungarn, omnipräsent und diente als Rechtfertigung politischer Akteure für eine radikale Bevölkerungspolitik und eine demografische Umgestaltung der Grenzregion. Aber auch wenn es Fälle von Spionage und Sabotage gab, so hatten diese kein nennenswertes Ausmaß oder gar Einfluss auf den Kriegsverlauf. Ebenso ist es bedauerlich, dass das Buch nicht mit Anmerkungen versehen ist. Aufgrund der vielen Ego-Dokumente, die Eingang in den Text fanden, ist es schade, diese nicht zurückverfolgen zu können.

Das vorliegende Buch ist aber insgesamt als ein wertvoller Beitrag zur historischen Ostmitteleuropaforschung anzusehen. Dass so eine breit angelegte Synthese aus dem Polnischen ins Englische und Deutsche übersetzt wird, ist sehr begrüßenswert.

Potsdam

Christin Pschichholz

Katja Bergmann: Werner Bergengruen. Ein deutschbaltischer Dichter zwischen Grenzen und Zeiten. be.bra wissenschaft. Berlin 2022. 248 S., Ill. ISBN 978-3-95410-295-2. (€ 42,—.)

Der 1892 in Riga geborene Schriftsteller Werner Bergengruen gehört sicherlich zu den interessantesten Persönlichkeiten des deutschsprachigen literarischen Feldes im mittleren Drittel des 20. Jh. Eine umfassende geschichtswissenschaftliche Biografie war schon lange ein Desiderat. Die Chemnitzer Dissertation von Katja Bergmann, Lehrerin für Deutsch und Geschichte an einem Gymnasium in Augsburg, ist ein Versuch, diese Forschungslücke zu füllen.

Die beiden Hauptteile der Studie widmen sich erstens biografischen Linien (S. 19–189) und zweitens Denkmustern (S. 191–278). Der erste Teil ist in chronologische Sinnabschnitte gegliedert. Bergengruen verbrachte nur seine Kindheit in Riga und besuchte dann im Deutschen Reich Gymnasien und Universitäten. Nach dem Kriegsdienst im Deutschen Heer sowie in der Baltischen Landeswehr war er zunächst Redakteur der in Deutschland erscheinenden *Baltischen Blätter* und veröffentlichte seit 1923 Romane, Gedichte und Erzählungen. Zum Nationalsozialismus verharnte er von Anfang an in Ablehnung und wurde u. a. wegen seiner als „Halbjüdin“ bedrängten Ehefrau aus der Reichskulturkammer ausgeschlossen. 1935 trat er zum Katholizismus über. Obwohl er sich nie zur „Inneren Emigration“ zählte, geriet er in der Nachkriegszeit in einen Gegensatz zu Emigranten wie Thomas Mann, genoss aber in der Bundesrepublik einiges Ansehen, von dem nicht zuletzt eine Münchner Ehrendoktorwürde zeugt. Er starb 1964 in Baden-Baden.

Diesen Lebensweg zeichnet die Vf. detailliert nach. Dabei handelt es sich allerdings nur um eine chronologische Aneinanderreihung von Informationen; weitergehende Reflexionen, Anknüpfungen an aktuelle Forschungskontroversen oder auch nur die argumentative Auseinandersetzung mit der bestehenden Bergengruen-Literatur sucht man vergeblich. Von Quellenkritik kann kaum die Rede sein. Erahnen lässt sich das bereits in der Einleitung, in der B. die Ziele und Fragestellungen oder das übergeordnete Erkenntnisinteresse ihrer Arbeit mit keinem Wort erwähnt. So bietet sich dem Leser über weite Strecken eine reine Zusammenschau bereits bekannter Fakten mit Scheuklappenblick auf Bergengruen selbst. Wie seine Bücher von der NS-Publizistik besprochen wurden, wie er von Beobachtern und Teilhabern des Literaturbetriebs eingeordnet wurde, wie sich sein Verhältnis zu Verlegern gestaltete, warum er trotz „nicht-arischer“ Ehefrau und Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer weiterhin veröffentlichen konnte, darüber liefert B. allenfalls Andeutungen. Überhaupt geht der Vf. der Sinn für das Wesentliche in geradezu erstaunlichem Maße ab. Häufig verliert sie sich in völlig nebensächlichen Details, z. B. Ausführungen zu dem Regiment, in dem der Vater eines Freundes Bergengruens diente (S. 166,

Anm. 739). Das Umfeld Bergengruens in Riga beginnt sie beim Deutschen Orden, dem Schwertbrüderorden und der Dritten Teilung Polens, wohingegen sie die Gegenwart zu oberflächlich darstellt. Während sie den allgemeinen Verlauf des Ersten Weltkriegs in ermüdender Breite nacherzählt (S. 40–49), gestützt auf Literatur, die älter ist als B. selbst, versteckt sie in einer Fußnote (S. 37, Anm. 75), welche Fächer Bergengruen studierte. Viele der relevantesten Fakten aus Bergengruens Werdegang sind nicht anhand von Quellen belegt, sondern nur mit der älteren Publizistik aus den 1950er bis 1970er Jahren oder den Erinnerungen der Töchter Bergengruens. Das ist ärgerlich, weil man gerade bei einer biografischen Dissertation mit so grundlegendem Anspruch gründliche Archivrecherchen erwarten dürfte. Wenn B. etwa schreibt: „Am 10. März 1937 wird Bergengruen aus der Reichskulturkammer ausgeschlossen, mit der Begründung, er sei durch seine schriftstellerischen Veröffentlichungen nicht geeignet, ‚am Aufbau der deutschen Kultur mitzuwirken‘“ (S. 113), so würde man sich dafür einen zuverlässigeren Beleg wünschen als die Erinnerungen einer Bergengruen-Tochter.

Im zweiten Teil offenbart die Vf. eine genaue Kenntnis des Werks Bergengruens, das sie teils in ansprechender Weise im Hinblick auf unterschiedliche Themenbereiche untersucht. Dabei ist sie bemüht, auch literaturwissenschaftliche Analysen für das tiefere Verständnis von Bergengruens Denken fruchtbar zu machen. Leider begnügt sie sich nicht selten mit Floskeln wie „Bergengruen ist ein Mann der Kontinuität“ (S. 202), die sie nicht mit konkreten Inhalten füllt. Auch hier kommen zentrale Fragen nicht zur Sprache, etwa danach, wie sich Bergengruens politische Anschauungen in den jeweiligen zeitgenössischen Kontexten verorten lassen.¹ Im Kapitel „Der russische Balte“ diskutiert B., wenn auch beileibe nicht erschöpfend, Bergengruens Identifikation mit seiner multiethnischen Heimatregion. Bergengruen verlebte dort ja nur seine ersten Kindheitsjahre. Was macht ihn dennoch, wie es zurecht im Untertitel heißt, zu einem „deutschbaltischen Dichter“? Aufschlussreich wäre hier eine Einbettung in deutschbaltische Schriftstellerkreise (Frank Thieß, Siegfried von Vegesack u. a.) gewesen. Bergengruens Geschichtsbild war – gerade in der Abgrenzung vom Nationalsozialismus, aber auch im Unterschied zu den in Deutschland geborenen Kollegen Jochen Klepper und Reinhold Schneider – nicht auf Preußen fixiert, sondern wies eher Bezüge zum Zarenreich oder zur Hansezeit auf. Bedauerlicherweise wurde auch keine Verortung in den christlichen intellektuellen Kreisen während der NS-Zeit (neben Klepper und Schneider wäre u. a. an Rudolf Alexander Schröder zu denken) vorgenommen.²

Durch Tilgung der unnötigen Exkurse und der nur schwer erträglichen Redundanzen hätte das Buch fast auf die Hälfte gekürzt werden können. Zu bemängeln sind unter vielem anderen zwei völlig deckungsgleiche, ganzseitige Karten der Russischen Ostseeprovinzen, einige doppelt auftretende Absätze und Fußnoten (z. B. S. 67, Anm. 230; S. 82, Anm. 323) und die Angabe von Lebensdaten aller auftretenden Personen unabhängig von ihrer Relevanz – allein dreimal die der Schriftstellerin Agnes Günther, welche für die Biografie Bergengruens nur eine ganz marginale Rolle spielt (S. 13, Anm. 31; S. 35, Fließtext und Anm. 61). Unangenehm fällt auch die formale Umsetzung auf, wobei die zahllosen Druckfehler noch das geringste Übel sind. Der gesamte Anmerkungsapparat ist nicht nur umständlich, sondern an vielen Stellen unvollständig, nicht konzise, unübersichtlich und mitunter auch schlicht falsch. Von der Kurzzitierweise, die im Literaturverzeichnis für jeden Eintrag einzeln ausgewiesen ist, wird in den Fußnoten kein Gebrauch gemacht. Ein

¹ Deutlich mehr erfährt man in dieser Hinsicht über Bergengruen aus einer neuen Dissertation: KRISTINA MATEESCU: Engagement und esoterische Kommunikation unterm Hakenkreuz. Am Beispiel des Hochland-Kreises, Berlin – Boston 2022. Diese Neuerscheinung konnte B. zum Zeitpunkt der Publikation noch nicht kennen, wohl aber hätte sie mehrere vorbereitende Aufsätze von Mateescu einarbeiten können.

² Eine solche Einordnung neuerdings bei: GERHARD RINGSHAUSEN: Das widerständige Wort. Christliche Autoren gegen das „Dritte Reich“, Berlin 2022.

gründliches Lektorat hätte hier dringend aufräumen und ordnen müssen. Die Lektüre wird durch dieses Versäumnis sehr erschwert. Dem hochtrabenden Anspruch, die erste „gültige Gesamtschau zu Leben und Werk“ Werner Bergengruens zu liefern (S. 17), wird das Buch leider aufgrund seiner zahlreichen, schwerwiegenden Mängel in keiner Weise gerecht.

Münster

Jonathan Schilling

Katrin Steffen: Blut und Metall. Die transnationalen Wissensräume von Ludwik Hirszfeld und Jan Czochralski im 20. Jahrhundert. Wallstein. Göttingen 2021. 568 S. ISBN 978-3-8353-5010-6. (€ 59,—.)

Für die Geistes- und Literaturgeschichte sind Doppelbiografien – *vitae parallelae* – seit der Antike von großer Bedeutung. Sie stellen nicht nur das Leben „großer Männer“ dar, sondern zeichnen zugleich auch ein eindrucksvolles Epochenbild im Spiegel voneinander unabhängiger exemplarischer Lebensläufe. Dass dieses traditionsreiche Genre auch in der heutigen geniekultkritischen und zunehmend gender-sensiblen Wissenschaftsgeschichtsschreibung eine aufschlussreiche Darstellungsform sein kann, zeigt die Wissenschaftshistorikerin Katrin Steffen in ihrer als Buch erschienenen Habilitationsschrift.

Anhand der Lebensläufe zweier polnischer Forscher, des Serologen Ludwik Hirszfeld (1884–1954) und des Metallurgen Jan Czochralski (1885–1953), entfaltet die Vf. die Geschichte von Wissenschaft, Technik und Medizin in der ersten Hälfte des 20. Jh. in einem transnationalen Wissensraum, der sich von Polen über ganz Europa bis in die USA erstreckte und mit Politik, Industrie und Militär verflochten war. St. schreibt jedoch keine hagiografische Erfolgsgeschichte der großen Heroen, sondern erklärt deren Wirken aus den je spezifischen historischen und sozialen Kontexten. Gerade die vergleichende Gegenüberstellung der beiden bis 1939 weitgehend parallel verlaufenden wissenschaftlichen Karrieren Hirszfelds und Czochralskis eignet sich hierfür, da sie es erlaubt, aus unterschiedlichen Perspektiven das Wirkungsgeflecht von gesellschaftlichen, ökonomischen, sozialen, ethischen und kulturellen Faktoren zu untersuchen, deren besonderes Zusammenspiel die jeweilige Karriere prägte (Kap. 1). Mit der Doppelbiografie wird also zugleich eine Doppelperspektive eingenommen, die die Gefahr einer zwanghaften Deutung vergangener Ereignisse auf einen bestimmten Sinn oder eine bestimmte Pointe hin vermeidet oder zumindest minimiert und stattdessen die Bedeutung von kontingenten Faktoren sichtbar macht: „Eine reflexive Auseinandersetzung mit dem ‚gemachten‘ Leben ist daher geboten. Dazu gehört, die Brüche und Misserfolge in den Lebensläufen von Hirszfeld und Czochralski in das erzählte Leben zu integrieren“ (S. 21).

Den kulturalistischen Ansatz, Wissens- und Wissenschaftsgeschichte nicht als lineare Abfolge von Entdeckungen und Erkenntnissen darzustellen, sondern als komplexen Prozess mit all seinen Durchsetzungsmechanismen und Konkurrenzen zu erzählen, macht die Vf. zur Methode und greift dabei auf die Theorie des Denkstils und Denkkollektivs des polnischen Mediziners und Wissenschaftstheoretikers (und Hirszfeld-Schülers) Ludwik Fleck zurück (Kap. 1.1). Für die Lebensläufe von Hirszfeld und Czochralski heißt dies, nach Kontexten und Netzwerken zu fragen, das Umfeld zu erforschen und dabei die Ideenkonstellationen und Debatten zu berücksichtigen, in die sie eingebunden waren, denn der Weg zum Erfolg war oft steinig und von Rückschlägen gekennzeichnet. Die Vf. lässt sich auf dieses schwierige Untersuchungsmodell mit aller Konsequenz ein, indem sie die Untersuchungsgegenstände von Hirszfeld und Czochralski – Blut und Metall – im lokalen und transnationalen Kontext verortet (Kap. 2.3) und dabei die Zirkulation von Wissen – von kleinen Laboratorien bis hin zu großen wissenschaftlichen Institutionen – nachzeichnet.

Stoffe und Substanzen wie Blut und Metalle erlebten in der Zeit der beiden Weltkriege eine Hochkonjunktur: Hirszfelds Blutgruppenforschung hatte großen Einfluss auf Medizin und Genetik, möglich wurde durch seine Forschungen eine detaillierte Diagnostik vieler Erbkrankheiten (Kap. 3.1); seine Erkenntnisse waren auch für die Rechtswissenschaften

ausschlaggebend, da nun die Vaterschaft durch einen serologischen Test nachgewiesen und das Ergebnis in Gerichtsverfahren eingesetzt werden konnte. Das von Czochralski entwickelte Verfahren zur Herstellung einkristalliner Werkstoffe (Silicium und Germanium) ermöglichte einen Durchbruch in der Mikroelektronik für die spätere Halbleitertechnik, aber auch in der Munitionsherstellung und im Eisenbahnwesen (Kap. 3.6). Die Entdeckungen Czochralskis und Hirszfelds hatten weltweit große Bedeutung für die Etablierung der Disziplinen Serologie und Metallkunde und somit für die Entwicklung des Gesundheitswesens sowie der Technik; sie trugen in vielfacher Hinsicht zu politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen bei. Die Geschichte des Wissens und der Wissenschaft eröffnet zugleich tiefe Einblicke in die Gesellschaftsgeschichte.

Warum aber wurden gerade Hirszfeld und Czochralski als Protagonisten dieser doppelbiografischen Studie ausgewählt? Die Zwischenkriegszeit war in Polen durch eine außergewöhnliche Produktivität im Bereich der Wissenschaft (aber auch der Kunst und Philosophie) gekennzeichnet. Die Politik des Wiederaufbaus des polnischen Staates zielte auf die Entwicklung von Forschung und Bildung ab (Kap. 4.2), was sich in der Einrichtung zahlreicher neuer Lehrstühle, die mit renommierten Wissenschaftlern besetzt wurden, und der Gründung von fachspezifischen Gesellschaften, Zeitschriften und Verlagen niederschlug. Das intellektuelle Milieu Polens in der Zwischenkriegszeit war vielfältig und lebendig – Hirszfeld und Czochralski gehörten dazu und waren zwei international sichtbare Spitzenforscher. Ein Austausch zwischen ihnen fand jedoch nicht statt, da sie sich weder persönlich kannten noch auf fachlicher bzw. disziplinärer Ebene zusammenarbeiteten. Eine Doppelbiografie etwa von Hirszfeld und Hugo Steinhaus, der als Mathematiker statistische Untersuchungen für Hirszfelds Blutgruppenforschung durchführte, oder von Fleck und Rudolf Weigl, die unabhängig voneinander den Fleckfieberimpfstoff entwickelten, hätte es womöglich erlaubt, die Herausbildung neuer wissenschaftlicher Denkstile präziser zu beschreiben und die Zirkulationswege innerhalb einer Disziplin oder einer *scientific community* nachzuzeichnen. Dafür aber ermöglicht die akribisch recherchierte und mit unbekanntem Material gesättigte Rekonstruktion St.s, die einzelnen Etappen der Karrierewege Hirszfelds und Czochralskis durch das Brennglas der Doppelbiografie abwechselnd zu beleuchten und die keineswegs homogene Entwicklung der polnischen Wissenschaft in prismatischer Brechung luzide vor Augen zu führen.

Konstanz

Sylvia Werner

Nationsbildung und Außenpolitik im Osten Europas. Nationsbildungsprozesse, Konstruktionen nationaler Identität und außenpolitische Positionierungen im 20. und 21. Jahrhundert. Hrsg. von Bianka Pietrow-Ennker. (Einzelveröffentlichung des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 41.) fibre. Osnabrück 2022. 745 S., Ill., Tab., Kt. ISBN 978-3-944870-72-4. (€ 58,–)

In dem Jahr, in dem der (neue) russische Imperialismus einen Krieg in der Ukraine begonnen hat, um gewaltsam außenpolitisch seinen „postimperialen Phantomschmerz“ (S. 706) zu lindern, legte Bianka Pietrow-Ennker, emeritierte Professorin für Osteuropäische Geschichte an der Universität Konstanz, einen umfassenden Sammelband vor (stolze 752 Seiten), der sich der Frage widmet, inwieweit „nationale Identitätskonstruktionen im Kontext des *nation-buildings* Außenpolitik“ bestimmen oder befördern (S. 17). Die gegenwärtige Relevanz für ein solches Projekt lässt sich demnach kaum abstreiten, denn tatsächlich liefert dieser Sammelband eine beeindruckende Dichte von Expertise, die er vergleichend anhand von ganz unterschiedlichen Fallbeispielen analytisch darstellt. Für dieses Projekt konnte die Hrsg. 29 weitere Autor:innen gewinnen, die jeweils eigene regionale und methodische Kompetenzen eingebracht und so verschiedene Beispiele für die Wechselwirkungen zwischen Nation/Nationalismus und Außenpolitik zusammengetragen haben.

Der Band ist in drei Abschnitte unterteilt: die Zwischenkriegszeit, die Zeit der Ost-West-Teilung nach dem Zweiten Weltkrieg und die postsozialistische Ära. Diesen inhaltlichen Abschnitten vorgelagert, findet sich ein Teil zur „Einführung in den Forschungsstand“, mit Beiträgen von Dieter Langewiesche und Andreas Kappeler. Zusammen mit der Einleitung konstituieren vor allem diese Beiträge die Grundhaltung des Sammelbands, nicht eine klassische Politikgeschichte von handelnden Staaten zu erzählen, sondern im Geiste der These, dass Außenpolitik eine „soziale Konstruktion ist, in der kollektive Identitäten, Gemeinschaftsbildungen, Wertekonflikte und Ideale von Staatsbildung zentral sind“ (S. 71), Außenpolitik und *nation-building* als wechselseitig zusammenhängen Mechanismen zu begreifen.

Der Band schafft es, durch die Zuhilfenahme von drei Zwischenresümées – verfasst von Jan Kusber, Dieter Bingen und Ulrich Schmid – sowie einem Endresümee von Ulrike von Hirschhausen, die jeweiligen Abschnitte prägnant zusammenzufassen. Damit machen sie den Band insgesamt besser erfassbar, sind jedoch aufgrund der enormen Pluralität der einzelnen Beiträge nur bedingt erfolgreich mit ihrem Versuch, diese in einen größeren Sinnzusammenhang zu stellen. Dennoch folgt der Band aufgrund der vielseitigen Betrachtung verschiedener Regionen – wie etwa der drei wiederkehrenden Fallbeispiele Tschechoslowakei (Ota Konrad; Pavel Kolár; Miroslav Kunštát), Ukraine (Christoph Mick; Kateryna Kobchenko; Frank Golczewski) und Polen (Pietrow-Ennker; Florian Peters; Klaus Ziemer), die in jedem der Abschnitte aufgegriffen werden – einem insgesamt schlüssigen Narrativ.

Dieses lässt sich wie folgend zusammenfassen: Nach dem Ersten Weltkrieg zerfielen die Imperien, und indem die regionalen, (ethno)nationalistischen Bewegungen auf eine internationale Außenpolitik trafen, die durch den US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson forciert wurde (der sog. *Wilsonian Moment*), wurden die postimperialen Regionen in Südost- und Ostmitteleuropa in verschiedene Nationalstaaten aufgeteilt. Diese prägten dann die Zwischenkriegszeit. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren diese Regionen infolge von Genoziden und Deportationen in ethnischer Hinsicht zwangsweise nahezu homogen und fielen unter sowjetische Hegemonie, die zum einen eine neue (oder fortgeführte) imperiale Herrschaft installierte, jedoch zum anderen die nationalen Identitäten nicht auflöste, sondern teilweise stärkte und verstetigte (S. 712). Daher ist es nicht verwunderlich, dass diese Identitäten nach dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme wieder hervortraten und es laut Jan C. Behrends zu einem zweiten wilsonischen Moment gekommen sei (S. 290). Für die Zeit nach 1989/90 konstatiert Schmid eine Zeit der imperialen Phantomschmerzen, aus der Nationalstaaten mit imperialen Ansprüchen hervorgegangen seien. Diese Entwicklung zeige sich vor allem in den Politiken Russlands oder Ungarns. In der Gegenwart angekommen, prägen nationale Erzählungen die Regionen im östlichen Europa, die von den dortigen Bevölkerungen mit Helden- oder Opfermythen angereichert werden, aus denen sich dann nationale Identifikation und außenpolitische Ambitionen ableiten (S. 706 f.).

Dass sich ein derart umfangreicher Sammelband mit einer stringenten Erzählung beschreiben lässt, ist durchaus eine Stärke dieser Publikation. Das Buch bleibt dennoch analytisch teils sehr heterogen, da dem Anspruch, Außenpolitik vor dem Hintergrund des *nation-building* zu betrachten, nicht alle Beiträge vollends gerecht werden. Auch unterscheidet sich die Einordnung der historischen Konstruktionen und Konstellationen von Beitrag zu Beitrag und bietet in einigen Fällen Deutungen an, die wohl noch weiterer Diskussion bedürfen. So ist der Blick im ersten Abschnitt des Buches auf die Landimperien vor ihrem Zerfall nach dem Ersten Weltkrieg oftmals etwas wohlwollend. So werden Imperien etwa als „erfolgreiche Projekte des mehr oder weniger friedlichen Zusammenlebens“ (S. 54) gesehen, ihre Integrationskraft wird betont (S. 68), oder ihr Zerfall sei zugleich als das Ende eines dort zumindest ansatzweise geregelten Minderheitenschutzes zu betrachten (S. 37) angesichts der destruktiven nationalistischen Staaten, die aus den Imperien hervorgegangen sind.

Dieser Interpretation lässt sich argumentativ zwar folgen, so ist die Analyse der Zerstörungskraft des postimperialen Nationalismus durchaus stichhaltig, es fehlt jedoch der Blick auf die Auswirkungen und Kontinuitäten von imperialer und kolonialer Gewalt (besonders im Kontext der russisch-sowjetischen Geschichte) über den gesamten Untersuchungszeitraum des Bandes hinweg. Zu prüfen, inwieweit etwa postimperiale/postkoloniale Perspektiven den analytischen Blick erweitert oder geschärft hätten, wäre gegebenenfalls vor dem Hintergrund aktueller Debatten eine spannende Bereicherung gewesen.¹ Solche Impulse spielen in den Beiträgen keine Rolle und werden etwa in dem Beitrag von Kappeler deziert abgelehnt (S. 54 f.).

In den Beiträgen, die bis in die Gegenwart blicken, entsteht wiederum oftmals eine Gegenüberstellung der pluralistischen Staatsnationen westlichen Typus und der homogenisierten ethnonationalistischen Nationen im östlichen Europa (S. 42, 57, 514). Daraus ließe sich die These ableiten: Die idealtypischen Nationen, die sich in der Europäischen Union zusammengefunden haben, seien ein positiver Gegenentwurf zu den Nationen im östlichen Europa, die sich im Bereich des Minderheitenschutzes maßgeblich von den westlichen Staaten unterscheiden würden. Diesbezüglich wird die Argumentation in einigen Beiträgen unscharf und verliert den historischen Gegenstand zu Gunsten einer Positivdarstellung europäischer Staatsnationen aus den Augen, ohne die exkludierenden Mechanismen in Betracht zu ziehen, die allen Nationalstaaten grundsätzlich gemein sind. Zugleich überzeugt dieser Abschnitt durch seine stringente Erzählung über einen langen Abschnitt der Geschichte des östlichen Europas und eine exzellente regionale Expertise.

Der Band versammelt trotz konzeptioneller Unklarheiten insgesamt eine beachtliche Menge an Wissen zu konkreten Fallbeispielen und eignet sich daher für eine breite Leser:innenschaft mit sehr unterschiedlichen Kenntnisständen. Die Hrsg. hat damit ein beeindruckendes und nützliches Übersichtswerk für Fragen von Nationalisierung und Außenpolitik vorgelegt, das auf konzeptioneller Ebene zu weiteren Diskussionen anregt.

Bremen

Klaas Anders

¹ Vgl. zu gegenwärtigen Debatten um Postkolonialität und Dekolonialisierung u. a.: ELISA SATJUKOW: Osteuropa (ver)lernen. Ein Plädoyer für eine neue Geschichtskultur, in: *Zeitgeschichte-online*, <https://zeitgeschichte-online.de/themen/osteuropa-verlernen> (13.06.2023); MORITZ FLORIN: Zentralasien, die Sowjetunion und die Globalgeschichte der Dekolonisation, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* (2019), S. 67–81; GWENDOLYN SASSE: Wir brauchen eine De-Kolonisierung und Aufwertung der Osteuropaforschung, in: *Ukraine-Analysen* (2022), 269, S. 13–14; ROBERT KINDLER, TOBIAS RUPPRECHT, SÖREN URBANSKY: Osteuropas Geschichte dekolonisieren, aber wie?, in: Karenina. Petersburger Dialog Online, <https://www.karenina.de/russland/wissenschaft/osteuropas-geschichte-dekolonisieren-aber-wie/> (13.06.2023).

Familientrennungen im nationalsozialistischen Krieg. Erfahrungen und Praktiken in Deutschland und im besetzten Europa 1939–1945. Hrsg. von Wiebke Lisner, Johannes Hürter, Cornelia Rau und Lu Seegers. (Das Private im Nationalsozialismus, Bd. 5.) Wallstein Verlag. Göttingen 2022. 379 S. ISBN 978-3-8353-5202-5. (€ 34,–)

Im fünften Band der Veröffentlichungsreihe über das Private im Nationalsozialismus informieren Andreas Wirsching und Hrsg. Johannes Hürter eingangs über die Zielsetzungen des gleichnamigen, von der Leibniz-Gemeinschaft geförderten Forschungsprojekts. Letzterer und die drei übrigen Hrsg. führen sodann in die hier beanspruchte neue Perspektive ein, Krieg und Besatzung der Jahre 1939 bis 1945 unter dem Blickwinkel kriegsbedingter Familientrennungen aufzugreifen. Der Sammelband umfasst ein Dutzend Beiträge, die sowohl Entwicklungen im „Dritten Reich“ als auch in den eroberten und besetzten Gebieten schildern.

Die Aufsätze gliedern sich in drei Themenblöcke. Zunächst geht es um die „Familie im nationalsozialistischen Krieg“, wobei „übergreifende Aspekte und Konzepte“ abgehandelt werden sollen (S. 33). Tatjana Tönsmeier befasst sich in ihrem Beitrag mit „Kriegstrennungen und Familienzerstörungen“, waren die damaligen Verhältnisse doch geprägt von „abwesenden Männern“, die häufig nicht zurückkehrten, von ihren vielfältigen Aufgaben oft überforderten „weiblichen Haushaltsvorständen“, von verlassenem und emotional nur notdürftig versorgten Kindern „und dem außeralltäglichen Alltag europäischer Besatzungsgesellschaften“ (S. 35). Der Ermordung der Juden ging die Zerstörung jüdischer Familien voraus. Isabel Heinemann wählt als ihren Zugang zu den Familientrennungen und -gründungen unter dem Nationalsozialismus dessen „In- und Exklusionspolitik“ (S. 57). Die Familie galt als „zentrale Ordnungskategorie des Sozialen, über welche reguliert wurde, wer auf welche Weise an der Gesellschaft partizipieren durfte“ (S. 57 f.). Wurde sie unter der deutschen Bevölkerung als „Fundament der Volksgemeinschaft“ idealisiert, so beinhaltete das nationalsozialistische Vorgehen auf der anderen Seite die mutwillige Zerstörung jener Familien, in denen Kinder als eindeutschungsfähig galten. Besonders Polen sei von den Folgen einer Klassifizierung der Bevölkerung betroffen gewesen, wobei Heinemann sich auf nicht näher begründete, überhöhte (Gesamt-)Opferzahlen – „rund sechs Millionen Tote“ (S. 80) – beruft. Solche Angaben beruhen auf tendenziösen Berechnungen der unmittelbaren Nachkriegszeit, sie müssten stichhaltiger belegt werden.¹

Im zweiten Abschnitt stehen die „Familien der deutschen Kriegsgesellschaft“ im Mittelpunkt. Christian Packheiser betrachtet die propagandistischen „NS-Inszenierungen von Trennung und Wiedersehen im Krieg“ bei Fronturlauben von Wehrmachtangehörigen (S. 83). Weitere Beiträge gehen auf die Familienplanung, die Scheidungspraxis im Krieg, den Umgang mit der kriegsbedingten Trennung und das Familienleben aus kindlicher Perspektive ein. Inwieweit die „Umsiedlungsaktionen“ aus Teilen Ostmitteleuropas nach dem Hitler-Stalin-Pakt, bei denen die als „volksdeutsch“ angesehene Bevölkerung in den eroberten westpolnischen Gebieten ansässig gemacht werden sollte, mit einer zeitweisen Trennung der Familien einherging, beschreibt Wiebke Lisner.

Der dritte Abschnitt wendet sich den „Familien der Besatzungsgesellschaften“ zu. Marcel Brüntrup hat die Lage von osteuropäischen Zwangsarbeiterinnen erforscht, die Kinder hatten und zum Objekt einer widersprüchlichen Politik wurden. Ihr Schicksal schwebte „zwischen Zwangstrennung und Familienzusammenführung“ (S. 257). Wer den rassistischen Anforderungen nicht genüge, musste Schwangerschaftsabbrüche, die Trennung vom Kind und oft dessen Tod hinnehmen. Den Lebenswegen von Angehörigen „getrennte[r] jüdische[r] Familien diesseits und jenseits der deutsch-sowjetischen Demarkationslinie 1939–1941“ geht Olga Radchenko nach. Die Behörden auf beiden Seiten hatten allerdings für den Wunsch nach Familienzusammenführung kein Verständnis. Viele der Antragsteller:innen stammten aus Wien und waren im Oktober 1939 nach Nisko ins besetzte Polen deportiert worden. Sie wurden nach dem Angriff NS-Deutschlands auf die Sowjetunion ermordet, sofern sie nicht in eines der sowjetischen Lager im Landesinneren verschleppt worden waren. Carlos Alberto Haas analysiert Aufzeichnungen von Zeitzeugen, die über „Trennungserfahrungen jüdischer Familien“ unter der NS-Herrschaft in Polen Auskunft gaben. Dabei liegt sein Augenmerk auf deren „tiefgreifenden emotionalen und mentalen Folgen“; oft gelang das Überleben nur dadurch, dass die jüdische Identität verleugnet wurde (S. 308, 324). Mit „kriegsbedingten Familientrennungen und Neukonfigurationen in der UdSSR“ befasst sich Yuliya von Saal. Sie öffnet damit das weite Feld

¹ Realistischere Opferzahlen werden diskutiert bei: KLAUS-PETER FRIEDRICH: Erinnerungspolitische Legitimierungen des Opferstatus. Zur Instrumentalisierung fragwürdiger Opferzahlen in Geschichtsbildern vom Zweiten Weltkrieg, in: DIETER BINGEN, PETER OLIVER LOEW u. a. (Hrsg.): Die Destruktion des Dialogs. Zur innenpolitischen Instrumentalisierung negativer Fremd- und Feindbilder. Polen, Tschechien, Deutschland und die Niederlande im Vergleich, 1900–2005, Wiesbaden 2007, S. 176–191.

der (unbürokratisch ablaufenden) Pflugschaften. Zahlreiche verwaiste Kinder aus dem Westen der Sowjetunion wurden auf diese Weise neuen Familien zugeordnet.

Die Aufsätze münden jeweils in ein prägnantes Fazit, in dem die Hauptpunkte resümiert werden.

Nachdem sich die Erforschung des Sozialen im Nationalsozialismus unter dem Zeichen der „Volksgemeinschaft“ lange Zeit auf innerdeutsche Befindlichkeiten konzentriert hat, scheint es die Beschäftigung mit den familiären und privaten Dingen zu ermöglichen, über ethnisch definierte Grenzen hinauszublicken. Dies gelingt hier nicht zuletzt dadurch, dass die privilegierten Familien der (groß)deutschen Kriegsgesellschaft gewöhnlich mit den nichtdeutschen verfolgten, vertriebenen und ermordeten kontrastiert werden. Es bleibt zu hoffen, dass der Band dazu anregen kann, „Familientrennungen als eine zentrale Kriegserfahrung [auch] wissenschaftlich ernst zu nehmen“ (S. 31). Sie wirkten sich nicht nur darauf aus, wie der Alltag im Krieg bewältigt wurde, sondern waren auch – wie die Holocaust-Forschung längst herausgearbeitet hat – übergreifend handlungsleitend für wichtige und irreversible Lebensentscheidungen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Joanna Tokarska-Bakir: Jewish Fugitives in the Polish Countryside 1939–1945. Beyond the German Holocaust Project. (Eastern European Culture, Politics and Societies, Bd. 18.) Peter Lang. Berlin 2022. 438 S., Ill. ISBN 978-3-631-84927-9. (€59,95.)

Joanna Tokarska-Bakir is a professor of cultural anthropology at the Institute of Slavic Studies of the Polish Academy of Sciences in Warsaw who has already produced important scholarship on what she calls an “ethnography of the Holocaust”¹—“a kind of documentation in which the main role is played by local factors, expressed in the language of the peasantry and the inhabitants of small towns.” Her latest contribution, *Jewish Fugitives*, continues this work with its focus on the period following the ghetto-clearing operations (known in Polish scholarship as the “third phase” of the Holocaust or the *Judenjagd*), a period during which, in the author’s rendition, the “Germans barely feature in the frame, there are only Jewish and non-Jewish Poles, and the relations between them” (p. 15). Indeed, the German occupation authorities make no appearance in the book.

Jewish Fugitives consists of twelve chapters that are not directly connected with each other, seven of which have previously been published as journal articles or essays in edited volumes (Chapter 12 is presented in its German version). The same collection is also available in Polish, published under a different title.² The book will no doubt help to bring the author’s important work to the attention of English-language readers.

The book is loosely bound by the theme of “Jewish fugitives in the Polish countryside,” a hotly contested area of research, as witnessed by the controversy surrounding the publication of *Night Without End*, a collection of nine county-level case studies of Jewish survival in the General Government (GG) and Białystok District (*Bezirk*).³ In contrast to the comprehensive statistical and regional thrust of the latter, the ethnographic approach taken by T.-B. is narrower in geographical scope, focusing primarily on localities in the southern

¹ The book under review here follows from the author’s research on: *Pod klątwą: Społeczny portret pogromu kieleckiego*, 2 vols., Warszawa 2018; published in English as: *Cursed: A Social Portrait of the Kielce Pogrom*, Ithaca 2023.

² JOANNA TOKARSKA-BAKIR: *Bracia miesiące: Studia z antropologii historycznej Polski 1939–1945* [Brother Months: Studies in the Historical Anthropology of Poland 1939–1945], Warszawa 2021.

³ JAN GRABOWSKI, BARBARA ENGELKING (eds.): *Dalej jest noc: Losy Żydów w wybranych powiatach okupowanej Polski*, Warszawa 2018; published in abridged form as: *Night Without End: The Fate of Jews in German-Occupied Poland*, Bloomington—Yad Vashem 2022.

part of Radom District (incidentally, the one district of the GG not covered by *Night Without End*), as well as northern parts of Krakow District, a village (Ruda) near Chełm in Lublin District, and one county (Bielsk Podlaski) in Białystok District.

The Polish underground, especially the nationalist formations not subordinated to the London-based government-in-exile, plays a prominent role in the book: seven of the chapters deal with the involvement of partisans in the murder of Jews, four chapters concentrate on civilian structures and dynamics. The last three chapters are of a more polemical and general character. The chapter on Bielsk Podlaski, in particular, strongly takes issue with aspects of Barbara Engelking's study of the same county in *Night Without End*. The chronology also gives more space to postwar continuities: while seven chapters pertain to events under German occupation, two deal with anti-Jewish violence following "liberation" by the Red Army but while the war was still ongoing, and one considers developments shortly after the end of World War II in Europe. The predominant body of documentation underpinning the studies are the so-called August Decree case files of investigations and trials conducted by the Soviet-installed Polish Communist government in the first postwar decade and subsequently classified, an archival collection that functions here as a kind of Rosetta Stone for deconstructing the myths of the People's Republic, coupled with "the delusions of historical politics" of a more recent era (p. 262).

The scrupulously reconstructed case studies loom large in interpretive potential. T.-B. is among the leading scholars of the Holocaust in Poland who actively draws on concepts from the social sciences—signaling, perhaps, an emergent historiographical turn.⁴ The wide-ranging classification of the violence examined in these studies is noteworthy. Among other scholars, Stanley Milgram's research is mentioned as a route to understanding the mechanisms of social control in the German-imposed village hostage system (p. 54); concepts of "dirty warriors" (borrowed from studies of Argentinian death squads) and "wartime vigilantism" are deployed to shed light on the behavior of partisan units (pp. 68, 145); a programmatic "logic of ethnic cleansing" implicit in wartime and postwar killings is discussed (pp. 141, 270, 362); and, in the most developed application of theory, reference is made to Roberta Senechal de la Roche's theory of collective violence in an appraisal of the actions of the National Armed Forces (Narodowe Siły Zbrojne, NSZ) in Przedbórz—within a typology of lynching, riots, vigilantism, and terrorism—as "an act of terror" aimed at the town's Holocaust survivors, not as a pogrom (pp. 270–272).

One of the guiding themes of the essays is the direct relationship between prewar anti-semitic nationalist ideology and wartime and postwar acts of anti-Jewish violence. The evidence is most convincing in the chapters dealing with selected underground units, here mainly those of the NSZ, but also the Peasant Battalions (Bataliony Chłopskie, BCh) and Home Army (Armia Krajowa, AK). Among the strongest demonstrations of the thesis is a case study (Chapter 6) of an NSZ unit led by Tadeusz Zajątek in Opoczno county (Radom District) that carried out an organized execution of a group of eleven Jews in hiding (including women and children), followed by a speech given by its commander next to the mass grave regarding the "lamentable duty" to carry out the murder for "the good of Poland," which the author likens to "a miniature version" of Himmler's Posen speech (pp. 215–216). The impact of ideology on the Blue Police and civilian structures pressed into the process remains more ambiguous.

Ultimately, contrary to the title of the book, *Jewish Fugitives* is much more about the perpetrators than it is about the victims. By the same token, the book warns against the tendency in the scholarship to "stigmatize" peasant culture as a "culture of perpetrators" (p. 17). In the author's criticism of Engelking, she points to a broader Polish "intelligentsia" class bias that "deforms the perception of researchers unaware of their own privileged position" in their interpretation of rural society under occupation (p. 351).

⁴ See: JEFFREY KOPSTEIN, JELENA SUBOTIĆ et al. (eds.): *Politics, Violence, Memory: The New Social Science of the Holocaust*, Ithaca 2023.

The question of the representativeness of the selected case studies is among the “known unknowns” of the “third phase” of the Holocaust that must be left to future research. T.-B. herself relies on the hypothetical estimate of 200,000 fugitives Jews denounced or killed directly by ethnic Poles (pp. 216, 376, 387), as expressed most vocally by Jan Grabowski,⁵ although historians affiliated with the Polish Center for Holocaust Research in Warsaw and others, have increasingly cast doubt on this working figure as likely to be inflated and unsupported by current empirical research.⁶ These numerical debates aside, *Jewish Fugitives* provides scholars with an array of innovative analytical concepts with the potential to shed light on the social history of the subject.

Zabrze

Tomasz Frydel

⁵ JAN GRABOWSKI: Estimates of the Losses of Polish Jews in Hiding, 1942–1945: Revisiting Yehuda Bauer’s Observations, in: *The Journal of Holocaust Research* 36 (2022), 1, pp. 96–109.

⁶ See, for instance, the interview with Dariusz Libionka in: PIOTR ZYCHOWICZ: *Żydzi 2: Opowieści niepoprawne politycznie IV [Jews 2: Politically Incorrect Stories IV]*, Poznań 2018, pp. 228–231.

Maria Ciesielska: The Doctors of the Warsaw Ghetto. Hrsg. von Jeanette Friedman, Tali Nates und Luc Albinski. Aus dem Polnischen von Agata Krzychylkiewicz. (The Holocaust: History and Literature, Ethics and Philosophy.) Academic Studies Press. Boston 2022. XXIV, 403 S., Ill. ISBN 978-1-64469-726-9. (\$ 29,95.)

Das Chemisch-Bakteriologische Institut im Warschauer Ghetto erstellte zwischen dem 7. Juli und 31. Dezember 1941 86 Inhaltsanalysen des im Ghetto verfügbaren Brotes. In etwa der Hälfte der Proben fanden sich bedenkliche Stoffe, wie Talkpulver, Magnesium, Kalk und Larven (S. 141). Die Ghettoinsassen konnten die katastrophale Qualität der von den deutschen Besatzern stets in zu geringen Mengen ins Ghetto gelieferten Lebensmittel nicht beeinflussen. Wie die Analyse jedoch zeigt, produzierten die Mitarbeiter:innen des Instituts valides Wissen über die Missstände und analysierten diese. Ebenso führten Ärzt:innen im Ghetto klinische Studien zu Hunger- und Typhuserkrankungen durch, die den Gesundheitszustand der Menschen dokumentierten und Behandlungsmethoden erprobten.

Maria Ciesielska verweist mit ihrer Studie, die 2017 auf Polnisch erschien und in der englischsprachigen Fassung von Jeanette Friedmann, Tali Nates und Luc Albinski lektoriert und bearbeitet wurde, ähnlich wie bereits Miriam Offer,¹ auf die Bedeutung der gesundheitlichen Versorgung zur Organisation des Lebens im Ghetto. Sie nimmt Strategien und Handlungschancen der im Ghetto eingesperrten Mediziner:innen in den Blick. In ihrer chronologisch aufgebauten Studie untersucht C. unter Einbeziehung von Tagebüchern, Zeitschriften, Archivquellen und von Berichten Berufskarrieren jüdischer Ärzt:innen, ihre berufliche Tätigkeit sowie das Gesundheitswesen in Warschau. Der Untersuchungszeitraum beginnt zur Zeit der Zweiten Polnischen Republik, legt einen Schwerpunkt auf die Zeit unter deutscher Besatzung – vor allem ab November 1940, als das Ghetto abgeriegelt wurde – und endet mit dem Ghetto-Aufstand im April 1943 sowie der anschließenden vollständigen Liquidierung des Ghettos.

Ärzt:innen gehörten vor dem Krieg zur gesellschaftlichen Elite. Gerade in den größeren Städten wie Lodz oder Warschau war etwa die Hälfte der Ärzteschaft jüdisch. Eine medizinische Versorgung der Bevölkerung war ohne sie nicht möglich. Dennoch waren sie wie die gesamte jüdische Bevölkerung insbesondere ab der zweiten Hälfte der 1930er Jahre antisemitischer Diskriminierung ausgesetzt. Sie erfuhren Ausgrenzungen durch die Studie-

¹ MIRIAM OFFER: *White Coats in the Ghetto. Jewish Medicine in Poland during the Holocaust*, Yad Vashem 2020.

rendenorganisationen und die Ärzteverbände. Einige Ärzt:innen entschieden sich daher, zum Christentum zu konvertieren. Mit Beginn des deutschen Überfalls meldeten sich viele Ärzt:innen, jüdische wie christliche, zur polnischen Armee. In Warschau leisteten die jüdischen Krankenhäuser einen wichtigen Beitrag zur Versorgung der polnischen Zivilbevölkerung wie auch der verwundeten Soldaten. Entgegen den in der Genfer Konvention getroffenen, von Deutschland ratifizierten Regelungen beschloss die deutsche Luftwaffe allerdings auch die Kliniken, zerstörte Gebäude und tötete Angestellte und Patienten. Nach der Einnahme Polens trieben die nationalsozialistischen Besatzer eine rassische Segregation der Bevölkerung energisch voran. Jüdische Krankenhäuser und Ärzt:innen durften ab März 1940 nur noch jüdische Patient:innen behandeln. Jüd:innen wurden aus der Ärztekammer ausgeschlossen, die von Jost Walbaum, dem sog. Gesundheitsführer im Generalgouvernement, geleitet wurde. Als „jüdisch“ klassifizierte Ärzt:innen, darunter auch diejenigen, die zum christlichen Glauben konvertiert waren, mussten sich in einer gesonderten Ärztekammer zusammenschließen. Die Gesundheitsabteilung des im Oktober 1939 eingesetzten „Judenrates“ hatte die medizinische Versorgung der jüdischen Bevölkerung zu organisieren und die Krankenhäuser zu betreiben. Möglich war dies lediglich durch die Unterstützung der 1921 in Polen gegründeten jüdischen Wohlfahrtsorganisation Towarzystwo Ochrony Zdrowia Ludności Żydowskiej w Polsce (TOZ) sowie des international operierenden Jewish Joint Distribution Committee.

Infolge der dramatischen Hygiene- und Ernährungssituation in Warschau, hervorgerufen durch die Kriegshandlungen, brachen immer wieder Infektionskrankheiten aus. Im September 1940 forderte die deutsche Gesundheitsverwaltung, die jüdische Bevölkerung Warschaus in einem Ghetto zu isolieren. Als Begründung wurde angeführt, dass eine Ausbreitung von Epidemien, vor allem von Fleckfieber, das die deutschen Besatzer diskursiv eng mit Jüd:innen verknüpften, innerhalb der als „arisch“ betrachteten Bevölkerung verhindert werden solle.² Im Oktober 1940 musste die gesamte jüdische Bevölkerung, etwa 450 000 Menschen, in das im Stadtteil Muranów errichtete Ghettogebiet umsiedeln. Rund 1 000 Ärzt:innen arbeiteten im Ghetto, schätzt die Vf. (S. 240). Sie waren in der Gesundheitsabteilung des „Judenrates“, in Kliniken, Notfallambulanzen und in freier Praxis tätig. Im Mittelpunkt der Studie stehen das Czyste-Krankenhaus und das Bersohn-Baumann-Kinderkrankenhaus; beides Kliniken, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts gegründet worden waren und im Ghetto weiterbestanden.

Ärzt:innen im Ghetto waren mit ethisch-moralischen Konflikten konfrontiert, z. B. wer die knappen Ressourcen, wer eine Behandlung erhalten sollte, oder der Entscheidung, für die jüdische Polizei zu arbeiten. Durch die Arbeit bei der Polizei konnten die Ärzt:innen ihre eigene Situation verbessern und ihr Überleben sichern, unterstützten aber zugleich die deutschen Besatzer und halfen mitunter bei der Durchführung der Deportationen in die Vernichtungslager. Als eine Form des Widerstandes beschreibt C. die Einrichtung einer medizinischen Hochschule und einer Krankenpflegeschule im Untergrund. Über 40 Professoren und Dozenten unterrichteten etwa 500 Studierende an der Untergrunduniversität. 30 Studierende und Ärzt:innen untersuchten im Rahmen der „Hunger-Studie“ die Auswirkungen der Hungerkrankheit auf Kinder und Erwachsene. Die nach Kriegsende publizierten Ergebnisse stellten eine wichtige Grundlage zur Behandlung Hungernder dar.

Rund zwölf Prozent der im Ghetto registrierten Ärzt:innen überlebten den Zweiten Weltkrieg. Die vergleichsweise hohe Überlebensrate verdeutlicht, wie die Vf. betont, dass Ärzt:innen im Ghetto eine privilegierte Gruppe darstellten. Durch ihre berufliche Tätigkeit verfügten sie über ein Einkommen und erhielten teilweise gesonderte Zuteilungen von Nahrungsmitteln und Alkohol durch die deutschen Behörden oder auch durch Kontakte zu deutschen Ärzt:innen, Informationen über bevorstehende Deportationen, die es ihnen erlaubten sich selbst und Angehörige in Sicherheit zu bringen. Über diese Privilegien ver-

² Vgl. PAUL WEINDLING: *Epidemics and Genocide in Eastern Europe, 1890–1945*, Oxford 2000.

fügten sie allerdings nur, solange sie für die Bekämpfung von Infektionskrankheiten von den deutschen Gesundheitsbehörden gebraucht wurden. (S. 239).

Von den Ärzt:innen, die im Warschauer Ghetto arbeiteten, kann C. 831 namentlich identifizieren. Ein Verdienst der Studie ist es, diese Namen sowie grundlegende biographische Angaben und teilweise Fotos zusammenzustellen und damit für weitere Forschungen verfügbar zu machen. Auf ein Verzeichnis der verwendeten Quellen und der Literatur verzichtet sie allerdings. Unschärf bleiben die deutsche Besatzungspolitik sowie Tätigkeiten und Funktionen der NS-Ärzte der Gesundheitsabteilung des Generalgouvernements und des Gesundheitsamtes der Stadt Warschau. Zu ihren Aufgaben gehörte die Kontrolle und gesundheitliche Beaufsichtigung des Ghettos. C. legt ihren Fokus vielmehr auf die Perspektive jüdischer Ärzt:innen sowie einzelner Krankenpfleger:innen und Pharmazeut:innen, ihre Tätigkeiten, Erfahrungen und Deutungen. Sie zeigt detailliert und eindrücklich, wie Ärzt:innen unter den von den deutschen Besatzern geschaffenen Bedingungen von Mangel, Hunger und Gewalt bis hin zu Deportation und Mord eine medizinische Versorgung der jüdischen Bevölkerung und damit das Leben im Ghetto organisierten, ja Überleben – zumindest temporär – ermöglichten. Mit ihrem Blick auf jüdische Ärzt:innen im Warschauer Ghetto kann C. Forschungslücken beseitigen und erschließt bislang unbekannte, vor allem polnische Quellen.

Hannover

Wiebke Lisner

Jan Hendrik Issinger: Militärische Organisationskultur im Nationalsozialismus. Das Reserve-Polizeibataillon 61 und der Zweite Weltkrieg in Osteuropa. (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, Bd. 69.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2022. 642 S., Kt. ISBN 978-3-525-31737-2. (€ 75,-.)

The question of why “ordinary men” turned into ruthless mass murderers has kept historians busy ever since Christopher Browning’s seminal study of Reserve Police Battalion 101.¹ Jan Hendrik Issinger deals with this question for Reserve Police Battalion 61. This seems to invite comparison, however, the author chooses what one might call a “parochial” approach. Comparisons with similar units in similar situations would be possible, he tells his readers, but he makes it clear that this is not what is happening in this study (p. 581). This confession comes rather late in the book and does not fit the book’s sweeping title, which suggests that the author is writing about a larger structural pattern of violent practices in Nazi Germany.

The “parochial” approach comes with limitations. The reading of the secondary literature is restricted to works dealing with Reserve-Police Battalion 61, or at least, mentioning it. This is very consistent, but also excludes literature that could have been very useful to discuss the author’s findings. The problems of the author’s approach become palpable in chapters III and IV, which deal with the unit’s personnel and operational history. These chapters are written almost exclusively on the basis of primary sources, army files and court records. A lot of what is said there could have been compared with other units and put into the larger context.

One of the few places where the book engages with the wider literature is in chapter IV, when I. presents an account of the unit’s antipartisan activities. He dismisses Hannes Heer’s thesis about “antipartisan-warfare without partisans” referring to the primary sources and the fact that the unit’s files mention partisan activity in abundance (p. 340). However, this misses the central point of Heer’s argument—that German units active in the Soviet Union justified killings of civilians by dubbing them partisans or people sup-

¹ CHRISTOPHER BROWNING: *Ordinary Men: Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland*, New York 1992.

porting partisans.² The author also misses the point that Heer's thesis mainly refers to the beginning of the campaign, not to later stages for which the existence of partisan activity is undisputed. The author's judgement is even more surprising, since he later admonishes his audience that, of course, the unit's documentation could not always be trusted as truthful depictions of reality (pp. 168–169, 464). Why we should trust the sources when they talk about partisans but not when they talk about policemen's bravery in combat remains unclear.

There are other inconsistencies, for example when the author takes up Sönke Neitzel's and Harald Welzer's model of "frames of reference."³ The unit had been the only frame of reference for the policemen, the author claims (p. 405). However, this is not only inconsistent with the model that presupposes the existence and effect of different frames of reference to explain different or even contradictory patterns of the behavior of individuals; it is also inconsistent with the author's own findings. After all, boasting about military combat experience or displaying military decorations to relatives and members of the public at home (p. 529) clearly referred to another frame of reference, and so did ruptures in the unit's community (pp. 476–482).

Method and stringency of the argument are certainly not strengths of the study. Chapters III and IV seem to be designed as "mere" descriptions of facts which the author then interprets in chapter V on influences on the practices of the policemen. From a theoretical point of view this is problematic because it suggests that it is possible to have description without interpretation. From a practical point of view, the lack of criteria for relevance produces something which is closer to a summary of primary sources than their analysis. The recruits' bad teeth (p. 148) might have been relevant for the authorities at the time, but knowing about them does not help answer the guiding questions of the study.

The fifth chapter of the book is the strongest. Here the author interprets the policemen's behavior not only implicitly, but explicitly. The concept of "military organizational culture" is not developed in great detail, but it seems to be an umbrella term for Browning's elements of explanation, however, shifting emphasis from pragmatics to institutionalized structures of formal and informal rules. Between these two poles, I. seems to see the space of discretion even ordinary members of the battalion found to act according to their personal interests and desires. There is, indeed, evidence that the latter played an important role. Serving in the battalion was voluntary and usually deliberately favored by its members over other possible forms of service on the home front (p. 557). Display of military masculinity brought reputational gains; pilfering and stealing material ones. Having almost unlimited power over helpless people was a source of enjoyment for many policemen (pp. 286, 292). Like Browning, the author dismisses the idea that antisemitism explains the policemen's violence. He also dismisses the thesis that there was a need to kill, or "coercion by orders from above." Policemen could kill, they did not have to (pp. 417, 423). While there was a certain pressure from individual superiors and "Jew haters," nobody was forced to fall in line (pp. 561, 583). Most members of the battalion regarded violence as "currency" in a system of exchange with the NS-regime that bought them a good life in times of war (p. 574).

Since desire for personal gain seems to be the dominant driver of the policemen's actions, the author characterizes the battalion as a "greedy institution" (pp. 389, 570–571). While this seems to be an adequate description of the policemen's behavior, it is questionable that the concept adds to our understanding of the atrocious quality of mass murder. After all, the latter seems to be completely dependent on context and opportunities.

² HANNES HEER: *Die Logik des Vernichtungskrieges: Wehrmacht und Partisanenkampf, in: Verbrechen der Wehrmacht*, Hamburg 1995, pp. 104–156, here p. 114.

³ SÖNKE NEITZEL, HARALD WELZER: *Soldaten: Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, Frankfurt am Main 2011, pp. 18–19.

There are some interesting thoughts in this study, however, many of them are not new, and they should have been compared and discussed in the framework of the existing secondary literature on police battalions and the warfare behind the front in the Soviet Union during World War II.⁴

Thick books are not necessarily better books. The study under review is an example of this. Given the author's self-parochializing approach, the book justifies its size neither by depth of analysis, nor scope of discussion. It is an example of a missed opportunity. A thinner, but more analytical and better contextualized book based on the substance of chapter V would have better served the reader.

Colchester

Felix Schnell

⁴ For police battalions, e.g.: EDWARD B. WESTERMANN: *Hitler's Police Battalions: Enforcing Racial War in the East*, Lawrence, KS 2005; IAN RICH: *Holocaust Perpetrators of the German Police Battalions: The Mass Murder of Jewish Civilians, 1940–1942*, New York 2018. For the larger context of the war behind the front, e.g.: BERNHARD CHIARI: *Alltag hinter der Front: Besatzung, Kollaboration und Widerstand in Weißrussland 1941–1944*, Düsseldorf 1998; BEN SHEPHERD: *War in the Wild East: The German Army and Soviet Partisans*, Cambridge, MA 2004.

Filip Gańczak: Jan Sehn und die Ahndung der Verbrechen von Auschwitz. Eine Biografie. (Studien zur Geschichte und Wirkung des Holocaust, Bd. 7.) Wallstein Verlag. Göttingen 2022. 238 S., Ill. ISBN 978-3-8353-5321-3. (€ 25,–)

Auch wenn die Justiz gemeinhin als Apparat gilt, dessen „Mühlen“ wie von selbst „mahlen“, waren es gerade bei der Verfolgung der NS-Verbrechen häufig engagierte Einzelpersonen, die erst dafür sorgten, dass die Täter nicht straffrei davontamen. Überlebende wie Hermann Langbein und Simon Wiesenthal oder ehemalige Exilanten wie der Frankfurter Generalstaatsanwalt Fritz Bauer waren es, die Ermittlungen anstießen, Beweise sammelten und die Täter vor Gericht brachten. In Polen gehörten Staatsanwalt Jerzy Sawicki, der Vorsitzende der Hauptkommission zur Untersuchung der Naziverbrechen in Polen Czesław Pilichowski und eben Jan Sehn, Untersuchungsrichter in Krakau, zu diesem Kreis der mitunter reißerisch als „Nazi-Jäger“ bezeichneten Personen. Filip Gańczak, Journalist, promovierter Politikwissenschaftler und Experte insbesondere zur deutsch-polnischen Nachkriegsgeschichte, geht in seiner sehr gut lesbaren und mit 182 Textseiten erfreulich schmalen Studie dem Leben und Wirken Sehns nach, dem in Polen ebensolche Bedeutung zukam wie Fritz Bauer in der Bundesrepublik. Mit Bauer hatte Sehn nicht nur die Mitwirkung in gleich mehreren großen Verfahren gegen NS-Verbrecher gemeinsam; zu denjenigen, die Sehn verhörte, zählten unter anderem der „Schlächter von Płaszów“ Amon Göth, Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß, Mitglieder der Auschwitzer Wachmannschaft um Höß' Nachfolger Arthur Liebehenschel und Josef Bühler, Staatssekretär in der Regierung des Generalgouvernements und Stellvertreter von Hans Frank. Auch die Absicht, nicht nur individuelle Nachweise für die Schuld der Angeklagten zu erbringen, wie es das Strafrecht vorsah, sondern vor allem für die Öffentlichkeit das Funktionieren des verbrecherischen Systems im KZ Auschwitz und des Nationalsozialismus insgesamt zu zeigen, verband Sehn und Bauer.

Grundlage des Buches sind vor allem die Ermittlungsakten, aber auch persönliche Erinnerungen von Weggefährten sowie intensive Archivrecherchen. Auf diese Weise gelingt es dem Vf., neue Erkenntnisse zur (Rechts-)Geschichte der Aufarbeitung von NS-Verbrechen zu erzielen – angesichts der nach wie vor eher dürftigen Forschungslage zu den polnischen NS-Verfahren ist das ein großes Verdienst der Arbeit. So untersucht G. etwa Arbeitsweise und organisatorische Probleme der im besetzten Deutschland tätigen Polnischen Militärmission zur Untersuchung der deutschen Kriegsverbrechen, deren Mitglied Sehn war.

Der Aufbau der Arbeit orientiert sich an Sehns Ermittlungen, die insgesamt den größten Raum einnehmen. Das ist innovativ, wird damit doch das sonst übliche chronologische Schema einer Biografie verlassen. Dem Vf. gelingt es, die Verteidigungsstrategien der Angeklagten deutlich werden zu lassen, die sich auf angebliche Unwissenheit oder auf Gedächtnislücken beriefen, die Verantwortung auf Vorgesetzte abwälzten oder vermeintliche „Milde“ gegenüber Polen vorgaben. Anhand von Aussagen ehemaliger Häftlinge entsteht ein plastisches Bild von den Verbrechen. Das ist zwar nicht neu, aber in dieser Dichte selten zu lesen. Auch Sehns Strategie, die Beschuldigten zum Reden zu bringen, indem er sie gut behandeln ließ und ihr Vertrauen gewann, zeigt der Vf. Auf diese Weise veranlasste Sehn Höß, einen ausführlichen Bericht über Auschwitz niederzuschreiben, für dessen Veröffentlichung als „autobiographische Aufzeichnungen“ des KZ-Kommandanten der Jurist ebenfalls sorgte – in der Ausgabe des Münchner Instituts für Zeitgeschichte eines der meistgelesenen Bücher über den Holocaust in der „alten“ Bundesrepublik.¹ Auch geht G. auf die zunehmende politische Instrumentalisierung der Verfahren gegen deutsche NS-Verbrechen im stalinistischen Polen ein, die Sehn mittrug.

Die Biografie flieht der Vf. meist in Rückblenden ein – etwa auf Sehns Referendarszeit im Justizdienst des autoritären Vorkriegsregimes. Damals wirkte Sehn als Protokollführer an politischen Verfahren gegen Sozialisten mit. Dass ihm das nach dem Krieg ebenso wenig zum Verhängnis wurde wie seine Tätigkeit in der polnischen Verwaltung des Generalgouvernements während des Zweiten Weltkriegs, verdankte er auch persönlichen Beziehungen in die Spitze der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, etwa zu Langzeitministerpräsident Józef Cyrankiewicz.

G. beginnt sein Buch mit den Ermittlungen in Auschwitz 1945; das Vernichtungslager in Oberschlesien nahm eine besondere Rolle in der Arbeit Sehns ein, der nicht nur Mitglied der sog. Auschwitz-Kommission war, die die dort verübten Verbrechen untersuchte, sondern auch Leiter der Dokumentationsstelle des 1947 gegründeten Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau. Sehn sammelte unzählige Unterlagen über Auschwitz und andere NS-Verbrechenskomplexe – anschaulich schildert G. die oft abenteuerliche und für die Ermittlungsbeamten lebensgefährliche Suche in überfluteten Kellern und einsturzgefährdeten Ruinen. Darüber hinaus veröffentlichte Sehn 1946 eine der ersten Studien über Auschwitz, die auch heute noch lesenswert ist.²

Sehn machte sich zudem um die deutsch-polnischen Rechtsbeziehungen und die Aufarbeitung der NS-Verbrechen in der Bundesrepublik verdient. Als Fritz Bauer ab Ende der 1950er Jahre gegen die Wachmannschaft von Auschwitz ermitteln ließ, war es Sehn, der den Staatsanwälten aus Frankfurt die Einsichtnahme in Originaldokumente in polnischen Archiven ermöglichte und den Ortstermin des Gerichts in Auschwitz vermittelte. Auch fuhr er mehrfach zu Besprechungen nach Westdeutschland. 1965 reiste Sehn erneut nach Frankfurt, um an der Eröffnung des zweiten Auschwitz-Prozesses teilzunehmen und sich mit westdeutschen Ermittlungsbeamten zu treffen. Hier starb er am 12. Dezember 1965 an einem Herzinfarkt. Mit der Studie von G. liegt nun ein Buch vor, das den zu Unrecht weitgehend vergessenen Juristen und Kriminalisten würdigt.

München

Maximilian Becker

¹ RUDOLF HÖSS: Kommandant in Auschwitz, eingeleitet und kommentiert von MARTIN BROZAT, Stuttgart 1958. Seither sind 31 Auflagen erschienen, zuletzt 2023.

² JAN SEHN: Obóz koncentracyjny i zagłady Oświęcim [Das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz], in: Biuletyn Głównej Komisji Badania Zbrodni Hitlerowskich w Polsce 1 (1946), 61–130.

Sovietisation and Violence. The Case of Estonia. Hrsg. von Meelis Saueaук und Toomas Hiio. (Proceedings of the Estonian Institute of Historical Memory, Bd. 1.) University of Tartu Press. Tartu 2018. 335 S., Tab. ISBN 978-9949-77-824-9. (\$ 19,95.)

Toimik „Priboi“. Artikleid ja dokumente 1949. aasta märtsiküüditamisest [The File on Operation „Priboi“. Articles and Documents on the Deportations of March 1949]. Hrsg. von Meelis Saueaук und Meelis Maripuu. (Proceedings of the Estonian Institute of Historical Memory, Bd. 2.) University of Tartu Press. Tartu 2019. 534 S., Ill., Kt., Tab. ISBN. 978-9949-9687-1-8. (€ 16,–.)

Propaganda, Immigration, and Monuments. Perspectives on Methods Used to Entrench Soviet Power in Estonia in the 1950s–1980s. Hrsg. von Meelis Saueaук und Meelis Maripuu. (Proceedings of the Estonian Institute of Historical Memory, Bd. 3.) University of Tartu Press. Tartu 2021. 280 S., Ill., Tab. ISBN 978-9949-9687-6-3. (€ 16,–.)

The three books under review are the first volumes in a new series produced by the Estonian Institute of Historical Memory (Eesti Mälu Instituut), founded in 2008 at the suggestion of the then-president of Estonia, Toomas Ilves. The institute's work focuses on Estonia's experience of violence and seizure of power by the USSR, the establishment of communist rule in Estonia, and the memorialization of victims of terror in post-Soviet Estonia and other post-communist countries.

The contributions in the first volume focus on the forced, violent (re-)establishment of Soviet power in Estonia in the years following World War II. Nearly all the articles are translations of work that has appeared in Estonian in the past decade. Although the making of Soviet Estonia should include understanding how everyday experience changed in these decades, this aspect of Sovietization—whether defined as collaboration or as simple adaptation—is not emphasized here.

The term “Sovietization” of Estonia is not easily defined. In the volume's initial essay “How to Define Sovietization?,” Olaf Mertelmann circles back in his definition to the source of the violence: it was the “adoption, transfer and imposition of elements of the Soviet model of power and social structure” (p. 30). Aivar Niglas, in his essay on systematizing Soviet repressions and coercive measures—from investigations of individuals to imprisonment—focuses on normative and non-normative measures, but central is the fact that the Soviet state was not based on the rule of law.

Tõnu Tannberg, the leading historian of the forced incorporation of Estonia into the USSR, shows in his contribution “The Baltic Question in the Kremlin in the Last Months of 1944” that, as in western Ukraine and Belarus, Moscow sought to suppress resistance in the Baltic countries with the coordinated efforts of the central security apparatuses. In Estonia, widespread arrests began even before all the German forces had been pushed out of the country. Throughout the Baltic, nearly 19,000 arrests were made from mid-November 1944 to the end of that year, with the most coming in Lithuania.

Eli Pilve examines how the Soviet state treated family members of those declared to be “enemies of the people.” Controlling access to higher education was a key method, though after Stalin's death one's political activity as a youth was more important than whether one's parents had been bourgeois “exploiters” or intellectuals in independent Estonia. Peeter Kaasik writes about Soviet authorities' use of forced psychiatric treatment as a political tool in Soviet Estonia. Meelis Saueaук emphasizes the central role that *spetskadry*—security, military, and defense officials—had in the Estonian SSR within the nomenklatura. Since the USSR again took control of Estonia in 1944 and 1945, all heads of departments in the People's Commissariat for State Security (NKGB) were outsiders—officials who had served in the security apparatus in the USSR even before Estonia's occupation in 1940. Indrek Paavel looks at coercive methods in the countryside such as forced procurement through the use of low state-set prices and sales quotas with the aim of “putting food at the disposal of the state” (p. 250).

Ivo Juurvee examines some 44 books published in Soviet Estonia between 1960 and 1990 that aligned with the KGBs “operational interests.” Postulating direct KGB involve-

ment, he concludes from these works of non-fiction as well as belle-lettres that the KGB in Estonia directed half of its publishing efforts toward the domestic Estonian audience and the rest towards Estonians living abroad in diaspora and Russophones in the Estonian SSR.

Hiljar Tammela considers the fear of deportation many Estonians felt throughout the 1940s after some 10,000 Estonians were deported to Siberia in June 1941. A contribution by the leading Estonian historian of forced migration, Aigi Rahi-Tamm, compares “lives of separated people”—Estonians who were taken to Siberia in the years after Soviet occupation and Estonians who fled to the West. Together they are “stories of broken families” that have both “caused a sense of guilt, accusations and estrangement” (p. 304).

What is the link between Sovietization in Estonia and the violence and repression its people suffered? In what historical soil were they rooted? Toomas Hiio, in an essay published here for the first time, suggests that the suffering of the Estonian people in the twentieth century was due to its being a “Communist Century.” Saueauk and Tannberg point more directly to the Kremlin. At issue for them is the origin of the orders for the massive March 1949 deportations of Estonians to Siberia (the subject of the second book here on review). While formally the USSR Council of Ministers in January 1949 stated that the deportations were requested by the new Soviet governments of the Estonian, Latvian, and Lithuanian SSRs, the decision had already been made by Stalin and his inner circle, which included party functionary Georgii Malenkov and security chief Lavrentii Beria.

The scholarship in all the volumes here under review carries new significance since Russia’s invasion of Ukraine that began in 2014 and then vastly expanded in February 2022. The writings in this volume help us to see the Soviet experience in Estonia in greater detail, but more study is needed of fundamental causes. The labels of “Sovietization” and “communism” cloud our view of basic causes, particularly those that originated outside of Estonia.

In the second volume, Estonian historians examine the forced deportations of over 20,000 people from the Estonian SSR to Siberia in March 1949. The volume’s emphasis is on establishing facts and presenting key archival documents. This violent action—Operation “Priboi” [Ocean Surf]—was directed against all three Soviet Baltic republics and included deportations of some 40,000 Latvians and 33,000 Lithuanians. For all three countries, this was the second wave of mass deportations by the USSR: some 44,000 Balts had been deported to Siberia in May and June 1941. This volume is a major contribution to the scholarship on these deportations, though it should be noted that the entire volume is in Estonian. A full history of Operation “Priboi” will perhaps one day be written; it will likely require a historian who can read Estonian, Latvian, and Lithuanian.

The March 1949 deportations hit Latvia and Estonia the hardest, with some 2 percent of the entire population deported. Moscow’s purpose—aided by the collaboration of Estonian, Latvian, and Lithuanian Communist Party leaders—was to convince people to join *kol-khozy* and remove *kulaky*, but also to push aside anyone thought to oppose Soviet rule. As Saueauk and Tannberg write in the introductory chapter, the overarching purpose was to “establish firmer control over the conquered [Baltic] territories” (p. 27). Not only wealthier Estonians, but individuals identified by Soviet security forces as “nationalist bandits” were also included. Entire families were deported to settlements in Siberia; as many as two-thirds of deportees were women and children.

These were parts of a massive wave of Soviet-forced deportations of peoples in the years after World War II, which including the 1947 deportation to Siberia of over 114,000 Ukrainians from the western parts of the Ukrainian SSR (Serhii Plokhyy writes that more than 180,000 were deported¹) and then, in June 1949, deportations from the Moldovan SSR (35,000 people) to Siberia, as well as deportations of Greeks, Turks, and Armenians

¹ SERHII PLOKHYY: *The Gates of Europe: A History of Ukraine*, New York 2015, p. 286.

from the eastern littoral of the Black Sea and the trans-Caucasian republics (58,000 people) to Kazakhstan.

The next two contributions in volume 2 are by the two leading historians of the 1949 deportations: Andres Kaasar writes about how the Soviet security forces prepared to carry out the arrests, and Rahn-Tamm about the transportation on trains to Siberia and settlement upon arrival, writing that “[d]eportation involves thousands of personal tragedies” (p. 79). Only after 1958 were most deportees allowed to return home. Kaasik considers whether, from the point of view of Moscow and Estonian communists, Operation “Priboi” was a success. Local officials were satisfied with the results, for armed resistance to Soviet rule decreased (including activity of the forest brothers). But no one was sure how Kremlin officials felt or what further steps they might order. “In fear of deportations no one could feel safe, not even those active in supporting the Soviet project,” (p. 134) Kaasik concludes. Niglas examines the process of releasing those deported to return to their homeland, Marko Odamus considers the deportations as crimes against humanity, and Hiio examines how surviving deportees began organizing during the *perestroika* era and how Estonia and Estonians today honor those who suffered.

The strength of this volume are the articles’ thorough grounding in archival documents, and just over half of the pages of this volume are reproductions, in Estonian translation, of the contents of archival documents. Included are several documents from archives in the Russian Federation containing orders for the March 1949 deportations in all three Baltic republics. The bulk of the reproduced documents come from a large archival file on the deportations compiled in the NKGB office in the Estonian SSR. The file, now held in the National Archives of Estonia in Tartu, is titled “Materials on the case ‘Priboi’ for 1949” (Materialy po delu “Priboi” za 1949 god). Here are reports by local security officials charged with loading people onto trains; reports from within the Ministry of State Security (MGB) on agent operations in carrying out the deportations; and the numbers of men, women, and children deported from each locality. The names of security agents are often included, but the victims remain nameless. These documents state clearly and unemotionally—bureaucratically—the crimes committed against over 20,000 Estonian citizens in March 1949.

The third volume under review—*Propaganda, Immigration, and Monuments*—focuses on Soviet ideological and demographic pressure in Estonia throughout the 1950s to the 1980s. The articles, all appearing here for the first time, provide a more in-depth examination of key aspects of Estonia’s Soviet experience than has thus far been available in English.

In his evaluation of informational reports (*informatsionnye svodki*) delivered within the Communist Party’s Organizational-Instructional Department in the years 1944 to 1950, Tammela finds that the party was keeping a close eye on society, reporting on the degree to which the October Revolution holiday (7 November) was appropriately celebrated. Reports in 1947 evaluated efforts to end the use of rural wage workers in the countryside—to “de-kulakize” the rural population. Tammela poignantly notes how one farmer was positively acknowledged in one report for not hiring additional laborers, though he needed help as his three sons had been killed in the war (p. 34).

The history of how the state encouraged individuals from elsewhere in the Soviet Union to migrate into the Estonian SSR is outlined in some length by Kaasik. While the basic developments are known, his essay is now the best account in English of this important part of Estonia’s recent history. Industrializing development of sectors of the economy such as oil shale production, commercial fishing, and urban housing construction was pushed, as was integrating parts of the Estonian economy into the all-Union economy across the USSR. The growth of the population by 200,000 between 1945 and 1955—nearly a quarter of Estonia’s population in 1945—was actually only two-fifths of the population growth that Soviet officials had planned. The influx of immigrants (overwhelmingly Russophones) increased in the 1960s and 1970s—to the point that even Estonian com-

munist party leaders began objecting. Kaasik reviews the weakening of the position of the Estonian language that resulted. In this reviewer's evaluation, more thinking is needed to explore how Estonia's changing past demographic picture is related to current trends of associating identity as "Estonian" with one's citizenship and not only native language.

A chapter on the history of the Supreme Soviet in the Estonian SSR, by Olev Liivik, focuses particularly on the demographic makeup of these legislative bodies that convened between 1940 and 1990. He finds that Estonians and non-Estonians (Russophones) were overall represented proportionally, though women were severely underrepresented, never exceeding a third of the deputies, and that the level of education of deputies steadily rose.

Since the Estonian state's 2007 move to dismantle the "Bronze Soldier" monument to Soviet soldiers in Tallinn, monuments have been a hot topic in Estonian history. In the present volume, Argo Kuusik deals with the Soviet authorities' destruction in 1940/41 and 1945 of monuments to Estonia's War of Independence of 1918/19, and Hiio writes about the large ensemble of Soviet monuments built beginning in 1940 up to the end of Soviet rule in the sea-side Maarjamäe district of Tallinn on a site where a German military cemetery had been located from 1941 to 1944. The first monuments here were erected to honor Red Baltic fleet sailors executed both during Estonia's War of Independence and by German forces in World War II. Later Soviet-era additions in the 1960s and 1970s were to honor those who fought for Soviet power in Estonia. Hiio concludes: "the Maarjamäe memorial reflects the history of the development of Soviet ideology's external monuments in Estonia from the very beginning right through to the end" (p. 227). It should be pointed out that a major memorial was completed next to this Soviet-era ensemble in 2018, namely, the Maarjamäe Memorial to the Victims of Communism in Estonia from 1940 to 1991. On the sides of two parallel black walls reaching as high as 16 meters and extending for 200 meters in length are inscribed the names of tens of thousands of people who were killed while Estonia was under Soviet control or who died in Soviet prisons, prison camps, or in forced exile.

Elmar Gams provides an outstanding contribution to understanding Vladimir Putin's interpretation of World War II that blames Western states for Nazi aggression. Putin's views on the war find their origin, Gams writes, in a 60-page booklet published by the Soviet state in 1948 with edits made by Stalin himself—*Falsifikatory istorii* (Falsifiers of History). The booklet was published as a response to the publication of documents from the German Foreign Ministry on German-Soviet relations in 1939 and 1940, including the text of the Molotov-Ribbentrop Pact. The Soviet publication blamed Britain, France, and the United States for pushing Nazi Germany toward conflict with the USSR and benefiting financially from involvement in the German arms industry. Gams sees 2009 as a turning point: in this year then-President Dmitrii Medvedev established a presidential commission directed against "attempts to falsify history to the detriment of Russia's interests." Scholars studying the turn in Russian historiography will benefit greatly from Gams's work. For Estonia the study of Russian state-sponsored historiography is crucial: Russian praise of Stalin's actions on the western front is seen as approval of Soviet occupation.

Perhaps oddly, this volume concludes with an extended review by Hiio of a 2020 memoir by the British-American political scientist Peter Reddaway, *The Dissidents: A Memoir of Working with the Resistance in Russia, 1960–1990*. Hiio seems to agree with Reddaway's argument for the collapse of the USSR as rooted in a misguided faith in communism; failure to effectively manage the economy; opposition within society (though Hiio slightly misstates Reddaway's view, altering Reddaway's third cause of collapse—"the rise, despite official persecution, of independent thinking and action"²—to "the activeness of dissidents", p. 279); and modifying Reddaway's own final cause ("a wide-

² PETER REDDAWAY: *A Memoir of Working with the Resistance in Russia, 1960–1990*, Washington, D.C. 2020, p. 290.

spread popular suspicion that democracy will never work in Russia”³ to “the belief, which has taken root in Russia’s inhabitants, that democracy is not possible in Russia”, p. 280).

New Haven

Bradley Woodworth

³ Ibid., p. 293.

Growing in the Shadow of Antifascism. Remembering the Holocaust in State-Socialist Eastern Europe. Hrsg. von Kata Bohus, Peter Hallama und Stephan Stach. CEU Press. Budapest u. a. 2022. 340 S., Ill. ISBN 978-963-386-435-7. (\$ 85,—)

Der vorliegende Sammelband geht auf die internationale Konferenz „Suppressed Historiography – Erased Memory?“, organisiert vom Aleksander-Brückner-Zentrum für polnische Studien der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und vom Jüdischen Museum in Prag im Jahr 2015 zurück.

Es geht den Hrsg. und Beiträgern des Bandes um die Infragestellung der langfristig wirksamen These, dass die Erforschung des Holocaust und die Erinnerung daran in den osteuropäischen Ländern während des Kalten Kriegs in Gänze unterdrückt, ausgelöscht oder im Rahmen der antifaschistischen Doktrin politisch instrumentalisiert worden sei. Gegen diesen „Mythos des Schweigens“¹ wollen sie mit einer Bottom-up-Perspektive aufzeigen, dass Antifaschismus kein monolithisches Propagandanarrativ war, sondern abhängig von den jeweiligen zeitlichen und lokalen Kontexten und Personengruppen unterschiedliche Bedeutungen annehmen und somit auch die Judenverfolgung einbeziehen konnte: Überlebende des Holocaust, jüdische, aber auch nichtjüdische Aktivisten, Historiker, Schriftsteller, Künstler und Journalisten nutzten die – wenngleich deutlich limitierten – Handlungsspielräume des antifaschistischen Rahmennarrativs, um an den Holocaust in Osteuropa zu erinnern. Die Aufsätze beziehen sich auf die DDR, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn und Teile der Sowjetunion in einer längeren Zeitspanne vom Ende der 1940er bis in die 1980er Jahre.

Der erste von vier thematischen Blöcken beschäftigt sich mit der Historiografie: Hier werden zum einen die Aktivitäten des jüdisch-kommunistischen Historikers Helmut Eschwege in der DDR sowie das breite Schaffen des tschechischen Historikers Miroslav Kárný in den 1970er und 1980er Jahren – die allgemein als eine Zeit charakterisiert wurde, in der die Erinnerung an den Holocaust repressiv unterdrückt wurde – untersucht. Zum anderen nehmen Katarzyna Person und Agnieszka Żółkiewska exemplarisch die frühen Publikationen des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau in den Blick. Sie zeigen auf, welche Strategien die Verantwortlichen des Instituts verfolgten, um Schriftzeugnisse aus dem Ringelblum-Archiv veröffentlichen zu können: So nahmen sie eigenständig Anpassungen von Textstellen vor, um der staatlichen Zensur zuvorzukommen und den Wiederaufbau jüdischen Lebens in Polen nicht zu beeinträchtigen. Sie konnotierten etwa kommunistische Parteimitglieder positiver und ließen Textstellen bezüglich der Komplizenschaft von nichtjüdischen Polen aus. Die Herausgeber veränderten zudem aber auch Textstellen, die Tabus wie etwa die Jüdische Polizei betrafen.

Der zweite Teil behandelt ungarische, litauische und polnische Gedenkorte mit Bezug zur Verfolgung der Juden. Kata Bohus zeigt für Ungarn auf, dass auch in den Nachkriegsjahren unter dem kommunistischen Parteiführer Mátyás Rákosi, die generell als eine Zeit des „Schweigens“ angesehen werden, in den Gedenkfeiern der jüdischen Gemeinde für die „Kriegsmärtyrer“ an den Holocaust erinnert wurde. Während sich Gintarė Malinauskaitė mit dem Museum im IX. Fort in Kaunas beschäftigt, widmet sich Yechiel

¹ HASIA R. DINER: *We Remember with Reverence and Love. American Jews and the Myth of Silence after the Holocaust, 1945–1962*, New York 2009; DAVID CESARANI, ERIC J. SUNDQUIST (Hrsg.): *After the Holocaust. Challenging the Myth of Silence*, London 2012.

Weizman den jüdischen Friedhöfen und den Ruinen von Synagogen in Polen. Nachdem diese 1946 als „verlassenes Eigentum“ definiert und von den polnischen Behörden übernommen worden waren, wurden nur wenige der noch erhaltenen Synagogen als historisch bedeutsame Denkmäler anerkannt. Doch die Ruinen und die verlassenen Friedhöfe erinnerten die Bewohner allein durch ihre Präsenz an die Ermordung ihrer jüdischen Mitbürger. Ungefähr seit dem Ende der 1970er Jahre mehrten sich an vielen Orten die Stimmen derjenigen, die eine Auseinandersetzung mit den Orten einforderten.

Der dritte Teil behandelt den literarischen und künstlerischen Umgang mit der Judenverfolgung am Beispiel des sowjetischen Holocaustromans *Schwerer Sand* von Anatoli Rybakow sowie in Fallstudien zur offiziellen Auftragskunst und zu breitenwirksamen sozialistischen Romanen in Ungarn.

Ein vierter Teil nimmt den DDR-Journalisten Heinz Knobloch sowie die jiddische Zeitschrift *Sovetish Heymland* in den Blick, bevor Stephan Stach den Erfolg früherer deutschsprachiger Publikationen des Warschauer Jüdischen Historischen Instituts untersucht: die aus fünf Tagebüchern und Erinnerungen bestehende Sammlung *Im Feuer vergangen. Der Aufstand im Warschauer Ghetto* von Bernard (Ber) Mark und die Dokumentenedition *Faschismus – Getto – Massenmord*, die zwischen 1957 und 1960 in der DDR mit Autorisierung des Ministeriums für Kultur erschien. Die weite Verbreitung und die Nutzung für pädagogische, dokumentarische und künstlerische Projekte sieht der Autor auch der Tatsache geschuldet, dass die Werke als antifaschistische Literatur vermarktet und in der Kampagne gegen NS-Verbrecher in der Bundesrepublik Deutschland verwendet werden konnten. In diesem Fall bildete der Antifaschismus den diskursiven Rahmen für die Thematisierung des Holocaust.

Abschließend resümiert Audrey Kichelewski, dass die in den Beiträgen erforschten Initiativen und Projekte die Darstellung einer vollständigen Unterdrückung der Erinnerung und Historiografie des Holocaust durch einen fälschlicherweise als monolithisch dargestellten Ostblock widerlegen. Es gab in den sozialistischen Staaten durchaus Akteure und Netzwerke, die sich bemühten, den Holocaust jenseits der reinen politischen Propaganda – wenn auch eingebettet in den antifaschistischen Diskursrahmen – zu thematisieren. Hierzu trugen auch inkonsistente Politiken sowie die dehnbare, unterschiedlich besetzte Definition von „Antifaschismus“ bei.

Vielleicht ist die These eines nach wie vor existierenden „Mythos des Schweigens“ etwas zu provokant formuliert. Dennoch erscheint die Zuspitzung auf die Frage nach den Spielräumen des Antifaschismus für das Verständnis der Nachgeschichte des Holocaust in Osteuropa sinnvoll. Das hier vorliegende Format eines internationalen Tagungsbandes mit einer Fülle von Fallstudien zu unterschiedlichen Ländern und Formen des Umgangs mit der Judenverfolgung ist besonders hilfreich, um das Verständnis für Vernetzungen, Gemeinsamkeiten und nationale Unterschiede zu schärfen. Dass ein differenzierterer, interdisziplinärer und länderübergreifender Blick auf die Länder Osteuropas fruchtbringend ist, zeigte auch die internationale Tagung „The Holocaust and the Cold War. Culture and Justice“, die vom Fritz Bauer Institut und vom Imre Kertész Kolleg 2021 ausgerichtet wurde.²

Der vorliegende Band lädt zu weiteren kritischen Auseinandersetzungen mit der Thematik ein, auch mit Blick auf andere Disziplinen wie etwa die Filmwissenschaft. Nach wie vor bestehen interpretatorische Fragen zur Antifaschismus-Doktrin, etwa zu deren Periodisierung. Zu klären ist beispielsweise auch, inwiefern sich die in den Gesellschaften festgestellten Entwicklungen allein auf die staatlich propagierte Doktrin zurückführen lassen und inwiefern hier nicht auch andere Dynamiken wirkten. Hierzu zählen Fragen danach, welche Formen der Marginalisierung der jüdischen Bevölkerung sich auch in den Jahrzehnten

² Vgl. hierzu den jüngst erschienenen Tagungsband KATHARINA RAUSCHENBERGER, JOACHIM VON PUTTKAMER u. a. (Hrsg.): *Investigating, Punishing, Agitating: Nazi Perpetrator Trials in the Eastern Bloc*, Göttingen 2023.

nach dem Ende des Ostblocks oder in ähnlicher Form auch in westlichen demokratischen Ländern feststellen lassen.

Frankfurt am Main

Sara Berger

Displaced Persons-Forschung in Deutschland und Österreich. Eine Bestandsaufnahme zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Hrsg. von Nikolaus Hagen, Markus Nesselrodt, Philipp Strobl und Marcus Velke-Schmidt. (DigiOst, Bd. 14.) Frank & Timme. Berlin 2022. 366 S., Ill. ISBN 978-3-8471-1135-1. (€ 59,80; Open Access: <http://dx.doi.org/10.23665/DigiOst/HI-14.>)

Die Aufsätze dieses Sammelbands geben einen Eindruck vom Stand der Forschung über die Displaced Persons (DP), die sich (zeitweise) in den Gebieten befanden, die von 1945 an von den westlichen Alliierten besetzt waren. Sie sind unter Beiträgen ausgewählt worden, die auf zwei Konferenzen im Jahr 2018 in Frankfurt (Oder) und Innsbruck vorge-tragen worden waren.

Laut dem Vorwort der Hrsg. unterteilen sich die 15 Artikel in vier „Sektionen“, die al-lerdings im Inhaltsverzeichnis nicht sichtbar gemacht worden sind. Markus Nesselrodt und Marcus Velke-Schmidt beschreiben unter der Überschrift „Vergessene Jubiläen, neue Perspektiven“ zunächst die Lage der Forschung in Deutschland in kritischer Auseinandersetzung mit Wolfgang Jacobmeyers Pionierstudie von 1985.¹ Letzterer attestieren die Vf. ein „einseitig-negative[s]“ Bild von den DPs (S. 22). Sie blicken zudem darauf, welchen Stellenwert das Thema der nach Deutschland verschleppten und geflohenen Aus-länder in einigen Überblicksdarstellungen hat, die deutsche Geschichte in den Jahrzehnten nach dem Nationalsozialismus schildern. Darin seien mitunter die historischen Realitäten verzerrende Mängel zu verzeichnen, die letztlich auf die 1944/45 in der deutschen Bevöl-kerung grassierende „Vergeltungsangst“ zurückgehe, die von der nationalsozialistischen Propaganda eifrig geschürt worden war. Gerade von gewaltsamen Übergriffen und weite-ren Formen der „DP-Kriminalität“ fühlte sich die deutsche Gesellschaft unter der alliierten Besatzung besonders bedroht (S. 21). Die Vf. gehen sodann auf neuere deutsch- und eng-lischsprachige Forschungsarbeiten ein, die den Horizont beträchtlich erweitert hätten. Allerdings liege eine Synthese dieser Ergebnisse bislang noch nicht vor. Im folgenden Beitrag machen Philipp Strobl und Nikolaus Hagen „neue Perspektiven der DP-For-schung in Österreich“ aus (S. 35),² ehe Aivar Jürgenson „Estonian diaspora groups in Argentina“ betrachtet und Jim G. Tobias den Weg jüdischer Waisen in ihre neue Heimat in Kanada nachzeichnet. Auf polnische DPs, die sich 1942–1950 in Afrika aufhielten, geht Jochen Lingelbach ein, während Kateryna Kobchenko sich unter dem Titel „Die DP-Zeit als Erinnerungsort“ mit „den Selbstwahrnehmungen und den Selbstdarstellungen der ukrainischen DPs“ befasst (S. 126), die sich der „Zwangsrepatriierung“ in die Sowjet-union verweigerten (S. 123). Jana Kasíková schaut auf die Entwicklung in der Tsche-choslowakei und geht „der medialen Kommunikation und den Diskursen“ über die tsche-choslowakischen DPs nach, die als „Repatrierte“ ins Land zurückkehrten (S. 149, 152).

In der zweiten Sektion finden sich Beiträge über die Tätigkeit von Hilfsorganisationen, vor allem der United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA), wobei einzelne Personen im Vordergrund stehen. So unterhielt die UNRRA 1946/47 im ober-bayerischen Bad Wiessee ein *Training Center*, in dem DPs Kurse absolvieren konnten, durch die sie befähigt werden sollten, mit der Organisation der DP-Lager zusammenhän-

¹ WOLFGANG JACOBMEYER: Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer. Die Dis-placed Persons in Westdeutschland 1945–1951, Göttingen 1985.

² Siehe dazu auch die Beiträge einer Innsbrucker Tagung in: Zeitgeschichte 47 (2020), 2, S. 160–302: Displaced-Persons-Forschung in Österreich und Deutschland: Be-standsaufnahme und Ausblicke, hrsg. von INGRID BÖHLER, NIKOLAUS HAGEN u. a.

gende Arbeiten zu übernehmen; in acht Monaten durchliefen, wie Wolfgang Piereth re-sumiert, rund 700 Teilnehmende eine solche Ausbildung (S. 245).

In der folgenden Sektion schildert Stephanie Ligan, auf welche Weise sich die Exil-erfahrungen polnischer Juden in der Sowjetunion in der Presse der jüdischen DPs nieder-schlugen. René Bienert befasst sich damit, wie Simon Wiesenthal und andere Über-lebende ihre wieder erweiterten Handlungsspielräume nutzten und sich auf eigene Initia-tive der frühen Suche nach NS-Verbrechern zuwandten.

In der letzten Sektion steht dreimal das Geschehen in den Lagern für Verschleppte und Geflüchtete im Mittelpunkt, wobei Martin Nekola für die Zeit nach 1948 über Tsche-chinnen und Tschechen geforscht hat, die vor dem Kommunismus in die Flüchtlingslager in Österreich geflohen waren. Evita Wiecki sieht die Geschichte der jüdischen DP-Einrichtung im oberbayerischen Benediktinerkloster St. Ottilien (Landkreis Landsberg am Lech) von 1945 an – also im Vorfeld der Entstehung Israels 1948 – als eine Station bei der „Subjektwerdung als Nation“ (S. 311). Den Reigen der Beiträge beschließt Roland Lorys Aufsatz über das „Regierungslager für heimatlose Ausländer Grafenashau“, in dem ein bis heute vernachlässigter Aspekt der DP-Forschung in den Nachfolgestaaten des Deut-schen Reichs zum Ausdruck kommt: das Schicksal derjenigen, die nicht ausgewandert waren und 1951 den Bundesbehörden überantwortet wurden. Diesen war daran gelegen, eine Gleichstellung von DPs mit – privilegierten – deutschen Flüchtlingen zu vermeiden. Wenngleich in Grafenashau „die gesamte Bandbreite der ehemaligen DPs“ anzutreffen war sowie Menschen, die mit den deutschen Besatzern zusammengearbeitet hatten und „als Folge kommunistischer Umstürze“ (S. 331) ihre Heimat hatten verlassen müssen, sind doch zugleich „deutliche Kontinuitäten zur DP-Zeit“ auffällig, etwa indem man sich hier in nationalen Gruppen getrennt organisierte (S. 352).

Allen Beiträgen ist ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur und ggf. der verwen-deten Quellen angeschlossen, manchmal sind überdies zur Veranschaulichung Fotografien und Kopien von Dokumenten beigelegt.

Der von einer Reihe von wissenschaftlichen Einrichtungen geförderte Aufbruch ist in erheblichem Maß dem Umstand zu verdanken, dass die Frage des Umgangs mit Geflüchte-ten in den letzten Jahren Politik und Gesellschaft umtreibt. Auch unter diesem Blickwinkel wäre es an der Zeit, die historische DP-Forschung als Beitrag zu einer „globale[n] Ge-schichte der Migration“ in die deutsche und (mittel)europäische Geschichte zu integrieren (S. 29). Die mehrheitlich auf Deutsch, zum kleineren Teil auf Englisch veröffentlichten Aufsätze sind auch kostenfrei über das Internet zugänglich.³

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

³ <http://dx.doi.org/10.23665/DigiOst/HI-14>.

Breaking the Frame. New School of Polish-Jewish Studies. Hrsg. von Irena Grudzińska Gross und Konrad Matyjaszek. Einleitung von Jan T. Gross. (Eastern Euro-pean Culture, Politics and Societies, Bd. 19.) Peter Lang. Berlin 2022. 467 S., Ill. ISBN 978-3-631-84786-2. (€ 60,05.)

Die 17 zum vorliegenden Sammelband Beitragenden vereint der Wunsch, den über-kommenen Rahmen polnisch-jüdischer Studien zu sprengen. Jenen, denen es um eine kritische Geschichtswissenschaft gehe, sähen ihre Aufgabe darin, die Geschehnisse des Holocaust in die Geschichte Polens zu integrieren. Eine „Neue Schule“ biete, wie die Hrsg. eingangs schreiben, seit über zwei Jahrzehnten Mittel und Wege an, die Ursprünge antijüdischer Gewalt zu verstehen. Sie bemühe sich, solche Gewaltakte zu „dokumentie-ren, auf einer verstandesmäßigen und emotionalen Ebene anzusprechen und in ihren kultu-rellen Kontexten wahrzunehmen“ (S. 7). Sie fühle sich dabei besonders den Prinzipien derjenigen Geschichtsforschenden verbunden, die zugleich Überlebende waren und unmit-telbar nach dem Ende der NS-Herrschaft damit begannen, Berichte und Materialien zu

sammeln und die Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung zu beschreiben. Anliegen dieser Zusammenstellung von Aufsätzen ist es, englischsprachigen Leser:innen die neuen Entwicklungen in der Forschung zum polnisch-jüdischen Thema zugänglich und die ihnen entgegenstehenden politischen Hindernisse verständlich zu machen.

Der Band ist in drei Teile gegliedert. Im einleitenden, unbetitelten Abschnitt ist zunächst ein Gedicht von Jacek Podsiadło (*1964) in englischer Übersetzung von Alissa Valles abgedruckt. Es setzt sich mit dem Schicksal einer Schoa-Überlebenden auseinander, die nach der Befreiung von der NS-Herrschaft ermordet wurde. Dem schließt ein Essay von Valles an, in dem sie über ihre Übersetzungsarbeit reflektiert.

Eine knappe, anregende Einführung zu dem Sammelband hat Jan T. Gross verfasst, der wohl einflussreichste unter den Begründern der „Neuen Schule“, die in den ersten anderthalb Jahrzehnten des 21. Jh. viel dazu beitragen konnte, überkommene Ansichten über das Verhältnis von Polen und Juden geradezurücken. Der diesen Bemühungen seit 2015 entgegenschlagenden Geschichtspolitik der Regierungspartei Recht und Gerechtigkeit (PiS) sei es geschuldet, dass man es in Polen nun mit einer „zweigleisigen Realität bei der öffentlichen Erörterung von Themen zu tun hat, die mit dem Holocaust zusammenhängen“: Während die Forschungsliteratur zunehme und sich ständig ausdifferenziere, propagierten „das PiS-Regime“ und seine Mitläufer ein „falsches Narrativ“, wonach die polnische Gesellschaft in ihrer überwiegenden Mehrheit nicht müde geworden sei, ihren von den Deutschen verfolgten jüdischen Landsleuten beizustehen (S. 33).

Jan Grabowski, der wie Gross in Nordamerika lehrt, aber maßgeblich an der zeitgeschichtlichen Aufarbeitung der Judenverfolgung in Polen beteiligt ist, macht sodann deutlich, dass Geschichte und Historiografie des Holocaust heutzutage auf einen polnischen Staat träfen, der ihnen gegenüber feindlich gesonnen sei. Dieser bediene sich nicht nur einer ausgeklügelten, mit Geldmitteln großzügig finanzierten Propaganda, sondern auch juristischer Mittel, um Vertreter:innen der „Neuen Schule“ aus dem Diskurs zu verdrängen und ihren Ruf zu schädigen. Es handelt sich hier gewissermaßen um einen Rückfall in Muster der 1960er und 1970er Jahre, als die nationalkommunistische Regierung sich anheischig machte, die Hilfe von Polen für verfolgte jüdische Landsleute massiv in den Vordergrund zu stellen. Unterstützt wurde sie dabei nicht nur von nationalistisch Gesinnten, sondern auch von Juden, die die NS-Herrschaft in Polen überlebt (und das Land nicht verlassen) hatten.

Deutlich wird dies einmal mehr im Beitrag von Helena Datner. Im zweiten Hauptteil, welcher der „Kultur“ gewidmet ist, analysiert sie das Werk ihres Vaters Szymon Datner, der zu den Begründern der Holocaust-Forschung in Polen gehörte. Mit seinen Veröffentlichungen über die polnischen „Gerechten unter den Völkern“ hoffte er in den 1960er Jahren, seine Isolation zu durchbrechen; dem antisemitischen Warschauer Regime waren sie willkommen, denn sie bestätigten das „Heldentum der Polen“ und degradierten die um ihr Überleben kämpfenden Jüdinnen und Juden zu bloßen „Objekten“ der ihnen zuteil gewordenen Rettung (S. 182 f.). Anna Zawadzka zeigt am Beispiel von Ansprachen bei Feierlichkeiten in der Gedenkstätte Auschwitz, wie Bestandteile einer polnischen antijüdischen Nationalideologie auch noch gegenwärtig politische Äußerungen bestimmen – bis weit hinein in die Mitte der Gesellschaft und darüber hinaus. So habe u. a. der antikommunistische soziale Konsens verhindert, dass der Holocaust-Überlebende Marian Turski nach seiner Rede zum 75. Jahrestag der Befreiung des Lagers Auschwitz, in der er 2020 eine gegen Minderheiten gerichtete Regierungspolitik kritisiert hatte und dafür von Anhängern der polnischen Rechten heftig angegriffen worden war, angemessen verteidigt wurde. Konrad Matyjaszek blickt auf die Jahre 1978–1980, als bei den Vorbereitungen für das United States Holocaust Memorial Museum Amerikaner polnischer Herkunft dafür eintraten, die polnischen Katholiken einzubeziehen, die ebenfalls Opfer eines Genozids geworden seien.

Katrin Stoll berichtet über die „deutsche Historiografie angesichts der Schoa in Osteuropa“ – mit besonderem Augenmerk auf deren „blinde Flecken“ (S. 263). Der angestreb-

ten „kritischen Bewertung“ (S. 268) liegt eine – nicht begründete – Auswahl von Forschungsbeiträgen zugrunde, die bis in die 1980er Jahre zurückreichen. Stoll ignoriert allerdings gerade solche Veröffentlichungen, die sich intensiv mit innerpolnischen Vorgängen befassen.¹ Seitdem sich deutsche Wissenschaftler in den 1990er Jahren der Erforschung des Judenmords in Osteuropa zugewandt hätten, stünden sie vor dem Dilemma, ihre Befunde historiografisch so zu verwenden, dass sie nicht „die Verantwortung der deutschen Besatzer herunterspielen oder vermindern“ (S. 280). Falsch ist die Behauptung, historisch Forschende aus Deutschland würden sich nicht mit der Entwicklung in den Jahren *bis* 1939 beschäftigen.² Ebenso verhält es sich mit der Klage, die Zielorte der Deportationen aus Deutschland seien – außer Auschwitz – praktisch unbekannt (S. 293). Vielmehr sind sie in zahlreichen Veröffentlichungen beschrieben worden und auf Tausenden in deutschen Straßenpflastern verlegten sog. Stolpersteinen verzeichnet, und auch das Bundesarchiv hat mit seinem laufend ergänzten Gedenkbuch (www.bundesarchiv.de/gedenkbuch) das aktuelle Wissen darüber zusammengetragen. Abwegig ist überdies der pauschale Hinweis, „viele Deutsche“ seien nach der Wehrmachtsausstellung von 1996 wieder darauf zurückgekommen, „die deutsche Tätergesellschaft freizusprechen“. Angeblich werde sogar ein gegenwärtiger „mörderischer Rassismus und Alltagsantisemitismus in Deutschland [...] konsequent unsichtbar gemacht“ (S. 295). Die Hilfen, die Geflüchteten aus Asien und Afrika zuteilwurden und wohl EU-weit Spitze sind, ihre von weiten Teilen der Gesellschaft getragene soziale Eingliederung und Verankerung und zuletzt die Reaktionen auf das im Jahr 2020 verübte Attentat in Hanau sprechen eine andere Sprache.

Unter den übrigen Beiträgen ist Joanna Tokarska-Bakirs Lokalstudie über Ostrowiec Świętokrzyski hervorzuheben, wo im März 1945 vier Holocaust-Überlebende durch antikommunistische Untergrundkämpfer erschossen wurden. Die Vf. kritisiert die bis heute andauernde Fälschung der Geschichte durch jene, welche die beiden – später nach einem Prozess hingerichteten – Mörder als Märtyrer betrachten. Elżbieta Janicka schildert die „Affäre um Jan T. Gross als Ergebnis der Geschichtspolitik des polnischen Staates seit 2004“ (S. 409). Gross hatte 2015 erklärt, dass die deutscher Besatzung unterworfenen Polen „während des Kriegs mehr Juden als Deutsche getötet“ hätten; der Regierung diene dies als Anlass, solche als ehrenrührig aufgefassten Feststellungen gesetzlich zu verbieten. Zugleich betrieb sie mit ihren Gefolgsleuten eine gegen Gross gerichtete Kampagne. Auch dafür gab es ein Vorbild aus den Jahren der Volksrepublik: 1968 wurden politische Gegner und mit ihnen die jüdische Bevölkerung Opfer einer Verleumdungskampagne, über die zum vorliegenden Band Piotr Forecki eine Untersuchung beige-steuert hat.

Im ersten Hauptteil steht die Literatur im Mittelpunkt. Irena Grudzińska Gross befasst sich mit drei den Holocaust betreffenden Gedichten von Czesław Miłosz, während Bożena Keff dem Holocaust-Thema im Werk von Tadeusz Różewicz nachgeht. Aránzazu Calderón Puerta analysiert einen Roman von Ida Fink und dessen Rezeption in Polen, Tomasz Żukowski blickt auf Roman Bratnys Roman *Kolumbowie* von 1957, in dem er eine „Erzählung am Scheideweg“ ausmacht (S. 135).

Die Sammlung bietet eingängige Texte über die heutige Lage einer kritischen, unter zunehmendem geschichtspolitischen Druck stehenden Zeitgeschichtsforschung in Polen. Sie

¹ So fehlen hier etwa der Überblick des Rezensenten über polnische und deutsche Neuerscheinungen der 1980er und 1990er Jahre: Juden in Polen während der Schoa, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung (ZfO) 47 (1998), S. 231–274, und zahlreiche weitere einschlägige Beiträge über die Erinnerungskultur nach der nationalsozialistischen Besatzung.

² Siehe etwa: VIKTORIA POLLMANN: Untermieter im christlichen Haus. Die Kirche und die „jüdische Frage“ in Polen anhand der Bistumspresse der Metropole Krakau 1926–1939, Wiesbaden 2001, und der Überblick des Rezensenten: Juden und jüdisch-polnische Beziehungen in der Zweiten Polnischen Republik (1918–1939). Neuere Literatur, in: ZfO 46 (1997), S. 535–560.

ist als treffende, mitunter scharf formulierte Zustandsbeschreibung besonders empfehlenswert.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Katharina Stengel: Die Überlebenden vor Gericht. Auschwitz-Häftlinge als Zeugen in NS-Prozessen (1950–1976). (Schriften des Dubnow-Instituts, Bd. 34.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2022. 548 S. ISBN 978-3-525-31741-9. (€ 70,–.)

Katharina Stengel's Studie untersucht die westdeutschen Prozesse zu NS-Verbrechen aus der Perspektive der ehemaligen Auschwitz-Häftlinge, die als Zeugen und Zeuginnen in diesen Verfahren aussagten. In die Darstellung eingeschlossen sind der World Jewish Congress (WJC) und das Internationale Auschwitz-Komitee (IAK), die die Interessen der Opfer vertraten; im IAK, einem antifaschistischen Lagerverband, waren vornehmlich die politischen Häftlinge organisiert, im WJC die jüdischen. St. analysiert die „Konfliktgeschichte“ (S. 39) zwischen den Juristen und den Überlebenden am Beispiel von vier Prozessen, beginnend in den 1950er Jahren bis Mitte der 1970er Jahre. Der Schwerpunkt der Analyse liegt, quellenbedingt, auf dem 1. Frankfurter Auschwitz-Prozess, auf dessen Beispiel sich auch diese Rezension zumeist bezieht.

Die Pionierstudie kann mit mehreren neuen Befunden aufwarten: Ohne die tatkräftige Unterstützung von IAK und WJC bei der Suche nach und der Kommunikation mit den Zeugen wären, wie St. verdeutlicht, die Gerichtsverfahren nicht in dieser Form zustande gekommen. Dieser Teil der Arbeit überzeugt besonders. Die beiden „Vermittlungsinstanzen“ (S. 40), die in Frankfurt kooperierten, unterschieden sich in Selbstverständnis, Prozessstrategie und Öffentlichkeitsarbeit. Die Vf. kann für beide Organisationen – zumindest für deren Führungsschicht – aufzeigen, dass die Signalwirkung und die gesellschaftliche Aufklärung über Auschwitz, die durch die Prozesse in der Bundesrepublik erreicht werden konnte, für wichtiger erachtet wurden als einzelne Verurteilungen.

Doch auch Einzelpersonen besaßen *agency*, die sich nicht darin erschöpfte, Strafanzeige zu stellen oder sich als Zeuge für die Ermittlungen und Prozesse zu melden. Es ist St.s Verdienst, das Bild des angeblich passiven Opfers endgültig zurechtzurücken. Gleichzeitig beschreibt sie ausführlich die „Zumutung“ (S. 515), die die Situation inner- und auch außerhalb des Gerichtssaals für die Überlebenden darstellen konnte. Daneben führt sie aber auch Beispiele von Überlebenden an, die den Zeugenstand mit einem Gefühl der „Selbstermächtigung“ (S. 515) verließen, für einige brachten die Prozesse möglicherweise auch die in der Rechtstheorie angestrebte „Befriedung“ (S. 232).

Die Vf. beschreibt die vielschichtigen Motivationen der Überlebenden, sich als Zeuge zur Verfügung zu stellen. Auf die Verpflichtung gegenüber den Getöteten wurde auch von den beiden genannten Organisationen mit mehr oder weniger sanftem Druck hingewiesen. Dieser Aspekt spielte zugleich hinsichtlich des Wandels der Sozialstruktur der Zeugen eine Rolle. St., die sich immer wieder gegen die Vorstellung ausspricht, es habe sich dabei um eine homogene Gruppe gehandelt, erklärt den immer wieder durchscheinenden quantitativen und qualitativen Unterschied zwischen den Aussagen der Opfergruppen der Roma und der Juden durch das komplexe Zusammenspiel äußerer Umstände – der Anerkennung als Opfer und des Organisationsgrads – und kultureller bzw. religiöser Traditionen.

St. zufolge gestalteten die Opferzeugen die Prozesse „durch ihre Berichte, Stimmen und Gefühle maßgeblich mit“ (S. 515) – diese Aussage steht im Spannungsverhältnis zu dem immer wieder konstatierten Machtgefälle zwischen Gericht und Überlebenden. Die mittelbare Macht der Zeugen bestand darin, die Richter mit ihrer Narration zu bannen, in der Fähigkeit, eine „kohärente und im besten Fall sinnstiftende“ (S. 503) und emotional nicht überfordernde Geschichte zu erzählen, so die These der Vf.

An mehreren Stellen diskutiert St. die Frage, an welches größere Publikum die Zeugen sich wandten. Das Verfahren bot den Überlebenden die Möglichkeit, zu einer internationalen (präziser: westlichen) Öffentlichkeit zu sprechen; mehrmals werden Beschwerden von

Zeugen aus Polen und der Tschechoslowakei über die fast gänzlich ausbleibende Berichterstattung in ihren Heimatländern zitiert. Dieser Umstand mag auch erklären, warum die Aussagen solcher Zeugen keinem klaren Deutungs- und Darstellungsmuster folgten. Teils beschreibt St. den offiziellen Diskurs über den Holocaust in den Ostblockstaaten jedoch zu schematisch: In den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang wirkte zwar die offizielle Marginalisierung jüdischer Opferschaft fort, in der ersten Hälfte der 1960er Jahre war aber durchaus eine indirekte Thematisierung möglich. Insgesamt geht die Vf. nur wenig auf die Perspektive der ausländischen Staaten ein, in denen die beiden nicht-staatlichen Organisationen agierten. Dies ist insbesondere hinsichtlich der Analyse des seit 1960 in Warschau ansässigen IAK bedauerlich. Die Arbeit dieses „Ost-IAK“, das im Verlauf der 1960er Jahre in Polen immer stärker staatlich kontrolliert wurde, ist jedoch nicht Teil der Studie. St. arbeitet hauptsächlich mit dem Nachlass Hermann Langbeins, IAK-Generalsekretär bis zu seiner Absetzung im Jahr 1960/61.¹

Wie fruchtbar ein Vergleich der Zeugenaussagen ist, kann St. an mehreren Beispielen zeigen. Hierbei könnte in Folgestudien der transnationale Ansatz noch stärker verfolgt und möglicherweise auch Quellen, die die persönliche Verarbeitung von Auschwitz im öffentlichen, nicht-juristischen oder privaten Raum wiedergeben, einbezogen werden.

Es seien nun einige Bemerkungen zu den juristischen Akteuren gestattet, die ausdrücklich nicht im Fokus der Autorin stehen. Diese Entscheidung ist legitim. Da St. eine „gemeinsame Sprachfindung von Zeugen und Juristen“ (S. 32) postuliert, wäre an manchen Stellen aber eine stärkere Einbeziehung nicht nur der politischen Belastung und rechtspolitischen Biografie der einzelnen Richter, sondern auch der situativen Momente in den Verfahren notwendig gewesen. Bei der Analyse der Zeugenaussagen nimmt St. die zeitliche Perspektive dezidiert in den Blick, vernachlässigt sie jedoch etwas hinsichtlich der Juristen. Für die zweite Hälfte der 1960er Jahre klafft eine Leerstelle, da sie kein Fallbeispiel aus diesem Zeitraum einbezieht. Ihre Deutung der Prozesse der 1970er Jahre als gewollte „Sackgasse“ (S. 41) überzeugt nicht völlig.

St. hadert spürbar mit dem Ablauf und den Ergebnissen der westdeutschen Verfahren, ohne diese Form der Vergangenheitsaufarbeitung grundsätzlich in Frage zu stellen oder andere Formen der *transitional justice*, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jh. entwickelten, ins Spiel zu bringen. Sie übt insbesondere Kritik an den in der richterlichen Beweiswürdigung angewandten Glaubwürdigkeitskriterien, die sie für NS-Verfahren als gänzlich ungeeignet erklärt. Diese Kritik ist oft gut begründet. Gleichzeitig verweist St. implizit auch darauf, dass die Richter in Ermangelung anderer Beweismittel häufig keine Möglichkeit hatten, die Glaubhaftigkeit der Aussagen zu überprüfen, dass die Glaubwürdigkeit der Zeugen in der Bewertung also nicht, wie heutzutage üblich, nur als Hilfsatsache herangezogen wurde.² Erschwerend kam hinzu, dass sich die Richter zunächst an ihrem eigenen „Erfahrungswissen“ und „Alltagshorizont“ (S. 63) orientieren mussten. Nur an wenigen Stellen wertet die Vf. die Zweifel der Richter an der Glaubhaftigkeit konkreter Belastungsaussagen aus der Perspektive der Historikerin als legitim und folgt damit Jan Gross' methodischem Diktum.³ Gleichzeitig werden hier Fallstricke sichtbar: Neben den bereits

¹ Eine Einsicht in den relevanten Quellenkorpus ist sehr aufwendig, da die Nachlässe der IAK-Leitungsfiguren über Europa und Israel verstreut sind. Die Papiere von Robert Waitz, IAK-Präsident 1960–1967, werden z. B. an der Universität Haifa verwahrt, weiteres Material ist in den Archivbeständen des Verbands der Kämpfer für Freiheit und Demokratie (Związek Bojowników o Wolność i Demokrację, ZBoWiD) in Polen zu erwarten. Für diesen Hinweis danke ich Máté Zombory.

² Hier begeht St. auch ihre einzige begriffliche Ungenauigkeit und verwendet die juristischen Begriffe „Glaubwürdigkeit“ (später „Verlässlichkeit/Zuverlässigkeit“) und „Glaubhaftigkeit“ nicht immer konsequent.

³ Vgl.: JAN TOMASZ GROSS: *Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne*, München 2001.

bekannten Erinnerungsüberschreibungen zeigt St.s Analyse, dass Hermann Langbeins Verhalten im 1. Frankfurter Auschwitz-Prozess *im Einzelfall* „nahe an Zeugenbeeinflussung“ grenzte (S. 341). Sie betont zugleich aber auch zu Recht, dass es keine Hinweise auf systematische Absprachen oder Manipulationen der Zeugenaussagen gebe.

Die Autorin spricht von einer „obsessive[n] Normalitätsfiktion der bundesdeutschen Justiz in NS-Verfahren“; u. a. begründet in der „Abwehr aller Ansätze, den NS-Verbrechen mit anderen rechtlichen Instrumenten als dem deutschen Strafrecht von 1871 zu begegnen“ (S. 514). Diese Kritik richtet sich jedoch möglicherweise an den falschen Adressaten. Hier wäre der Gesetzgeber in der Pflicht gewesen. Die Opferzeugen von der Beweislast zu befreien, hätte jedoch St. zufolge möglicherweise ungewollt Fritz Bauers Diktum bestätigt, dass juristisch befriedigendere Lösungen nicht zwingend zur erwünschten gesellschaftlichen Aufklärung führen (S. 52). Hier hätte die Rezensentin die Reflektion der im WJC und IAK tätigen Juristen interessiert, die die Perspektive der direkt Betroffenen – der Überlebenden – komplementiert hätte.

St.s Arbeit gibt einen sehr gut lesbaren und anregenden Einblick in den zeitlichen Wandel der Kommunikation vor Gericht und zeigt insbesondere das Handlungs-, Wertungs- und Reflexionsspektrum der Überlebenden auf.

Heidelberg

Jasmin Söhner

Rita Kiss: Aus Ungarn nach Bayern. Ungarnflüchtlinge im Freistaat Bayern 1956–1973. (Studia Hungarica, Bd. 56.) Verlag Friedrich Pustet. Regensburg 2022. 312 S. ISBN 978-3-7917-3184-1. (€ 34,95.)

Nach der Niederschlagung der ungarischen Revolution und des Freiheitskampfes, der am 23. Oktober 1956 begonnen hatte, setzte in den ersten Novembertagen eine Massenfucht in die Nachbarstaaten Österreich und Jugoslawien ein. In den folgenden Monaten verließen fast 200 000 Menschen Ungarn, die meisten von ihnen wurden aus den Flüchtlingslagern in Österreich nach kurzer Zeit in die Aufnahmeländer in Europa und Übersee verbracht. Innerhalb Europas war Deutschland ein wichtiges Gastland, wobei sich Bayern durch seine jahrhundertelangen kulturellen und historischen Beziehungen zu Ungarn deutlich von den anderen Bundesländern abhob. In ihrem Buch, das auf ihrer im Jahr 2020 an der Ludwig-Maximilians-Universität München verteidigten Dissertation basiert, stellt Rita Kiss die historischen und verwaltungstechnischen Hintergründe der Aufnahme, das Verhältnis der Flüchtlinge zur bayerischen Bevölkerung sowie deren Beziehungen zueinander dar.

Nach dem Regimewechsel in Ungarn im Jahr 1989 wurden die Ereignisse der Revolution von 1956 für die Forschung zugänglich, wodurch in den letzten 30 Jahren eine erhebliche Anzahl von Publikationen, vor allem in ungarischer Sprache, zu diesem Thema veröffentlicht wurde. In diesem Rahmen ist K.s Buch in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Zum einen stellt es die Geschichte der ungarischen Flüchtlinge in Bayern gründlich und vielfältig dar, zum anderen kann es gerade im deutschsprachigen Raum, insbesondere in Bayern, das vor 70 Jahren Hilfe geleistet hat, breit rezipiert werden.

Neben der Darstellung der historischen Ereignisse fragt die Vf. insbesondere danach, wie Ungarn im Jahr 1956 in Bayern angesehen wurde, welches Bild die Menschen von den ungarischen Flüchtlingen hatten und wie sich dies im Alltag widerspiegelte. K. stützt sich in erster Linie nicht auf offizielle Dokumente, sondern auf Artikel der regionalen und lokalen Presse sowie auf Erinnerungen und Interviews mit Zeitgenossen. Das Buch beweist, dass die in Bayern angekommenen Flüchtlinge positiv aufgenommen wurden, weil die einheimische Bevölkerung aufgrund der historischen Verbindungen zu Ungarn ein grundsätzlich positives Bild von dem Land hatte, das durch die Popularität der damals weltberühmten „Goldenen Mannschaft“ (der Fußball-Nationalmannschaft Ungarns) und die Ideale der Revolution gegen das kommunistische Joch verstärkt wurde. K. untersucht die Vorstellungen über ungarische Flüchtlinge nicht nur während der Zeit ihrer Aufnahme,

sondern auch im Laufe der Integrationsprozesse bis in das erste Drittel der 1970er Jahre. Diese wurden maßgeblich von den sich wandelnden politischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Ungarn, den Aktivitäten der ungarischen Emigrantenvereine, der Präsenz von Radio Free Europe in München und natürlich von persönlichen Beziehungen geprägt.

In fünf Kapiteln erzählt K. die Geschichte der Flüchtlinge, die aus Ungarn nach Bayern gekommen sind. Nach einer historiografischen Einführung werden die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Prozesse der Sowjetisierung Ungarns nach 1945 und die Maßnahmen der entstehenden kommunistischen Diktatur mit allen wichtigen Ereignissen und Akteuren dargestellt. Anhand statistischer Daten beschreibt die Vf. sodann die Flüchtlingswellen, die mit dem Einmarsch der sowjetischen Truppen am 4. November 1956 sowie mit dem Kampf um die Freiheit und schließlich mit den Repressionsmaßnahmen ausgelöst wurden. Zu den bemerkenswerten statistischen Angaben in dem Buch gehört, dass 45 Prozent der 200 000 Flüchtlinge zwischen 15 und 29 Jahren alt waren und der Anteil der Alleinstehenden 59 Prozent betrug.

Kap. 3 zeichnet die Ereignisse in Deutschland und Bayern von der Idee der Aufnahme über die politische Entscheidungsfindung bis hin zu der Ankunft der ersten Flüchtlinge nach. 1956 lebten in Bayern etwa 180 000 deutsche Heimatvertriebene und fast 30 000 weitere Flüchtlinge in Sammellagern und Notunterkünften, deren Versorgung und Integration geregelt werden musste. Insgesamt waren 20 Prozent der Bevölkerung des Bundeslandes Deutsche, die nach dem Zweiten Weltkrieg als Vertriebene dort angesiedelt worden waren. In dieser Situation erfolgte im November 1956 der Hilfsaufruf der österreichischen Regierung an andere Staaten, Flüchtlinge aus Ungarn aufzunehmen. Die Vf. weist darauf hin, dass Bayern mit seinem Münchner Flughafen eine Schlüsselrolle bei den Transfers nach Übersee spielte. Im Jahr 1957 reisten fast 90 000 ungarische Flüchtlinge nach Bayern ein, von denen 15 Prozent im Freistaat blieben.

In den folgenden beiden Abschnitten (Kap. 4 und 5) liegt der Schwerpunkt auf der Aufnahme und Integration. Es ist zu begrüßen, dass die Autorin auch die gesellschaftspolitische und wirtschaftliche Lage in Bayern ausführlich beschreibt, wobei sie insbesondere auf den Arbeitskräftemangel und die Besonderheiten des Arbeitsmarktes infolge der wirtschaftlichen Transformation näher eingeht. Der für den Leser vielleicht interessanteste Teil ist die fotografische Darstellung der Flüchtlingslager Piding und Schalding sowie die Beschreibung der Unterbringungsbedingungen und der gut organisierten Versorgung und Betreuung.

Besonderes Augenmerk legt K. darauf, wann und wie in der lokalen Presse über die Flüchtlinge berichtet wurde. Um bei der Bevölkerung um Sympathien und Spenden zu werben, wurden die gemeinsamen historischen Wurzeln Ungarns und Bayerns – weit zurück bis zum Hl. Stephan und seiner Gemahlin, der bayerischen Prinzessin Gisela – thematisiert. Mit der Zeit verschwanden die Nachrichten über die Flüchtlinge aus der örtlichen Presse, aber die individuelle Integration ging abseits der öffentlichen Wahrnehmung weiter. Eine detaillierte Tabelle über die Zahl der in bayerischen Ortschaften angesiedelten ungarischen Flüchtlinge, wobei die nahezu als eigenständige Siedlungen fungierenden Barackenlager ebenfalls berücksichtigt werden, veranschaulicht den Integrationsprozess. Am bekanntesten war Wagenried, wo Deutsche, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus Mitteleuropa vertrieben worden waren, eine vorübergehende Heimat gefunden hatten und 1957 durch ungarische Flüchtlinge ersetzt wurden. Natürlich wird auch die Geschichte des ungarischen Gymnasiums in Burg Kastl, das ebenfalls 1957 eröffnet wurde, erwähnt, obwohl es sich dabei eher um keine wirklich neuen Informationen handelt.

Das Schlusskapitel fügt sich nicht unbedingt in die bis dahin eingehaltene chronologische Reihenfolge ein, da es im Wesentlichen die gegenseitigen Beziehungen und Stereotype noch einmal aufgreift, wenn auch in größerer Ausführlichkeit.

Die vorliegende Studie ist ein wichtiges Grundlagenwerk für Wissenschaftler, die sich mit der ungarischen Flüchtlingsthematik und den bayerisch-ungarischen Beziehungen be-

schäftigen, aber auch für eine breiter interessierte Leserschaft. K.s Schwerpunkte liegen auf lokalen Darstellungen der Aufnahme- und Integrationsprozesse sowie dem Bild, das sich beide Seiten voneinander machten. Diese Perspektive hat sie in lobenswerter Weise durch maßgebliche Archivfunde und Forschungsliteratur ergänzt. Ihr Ansatz, der sich nicht nur auf die Beschreibung historischer Daten, sondern auch auf das Verständnis des Bildes des jeweils Anderen konzentriert, trägt wesentlich dazu bei, dass das Buch zu den grundlegenden Werken über die ungarische Revolution von 1956 und deren gesellschaftliche Folgen zu zählen ist.

Budapest

István Gergely Szűts

Libora Oates-Indruchová: Censorship in Czech and Hungarian Academic Publishing, 1969–89. Snakes and Ladders. Bloomsbury Academic. London u. a. 2020. X, 367 S., Ill. ISBN 978-1-350-25315-5. (\$ 39,95.)

Libora Oates-Indruchová hat eine sehr gut lesbare Arbeit zur kommunistischen Zensur im Bereich der Gesellschaftswissenschaften in der Tschechoslowakei und in Ungarn verfasst. Sie ergänzt damit die in viel größerer Zahl vorliegenden Arbeiten zur Zensur belletristischer Literatur. Bewusst beschränkt sich die Untersuchung auf gesellschaftswissenschaftliche Fächer, da diese auf besondere Weise, damals wie heute, ein Herrschaftssystem entweder stützen oder delegitimieren können.

Nach einer längeren Einführung in Forschungsstand und Untersuchungsmethode wird die aus tschechoslowakischen Archivdokumenten ersichtliche Reglementierung beschrieben, ehe dann Zeitzeugen aus Geschichts- und Literaturwissenschaft, Philosophie und Soziologie zu Wort kommen. Der zusammenfassende letzte Teil systematisiert die gewonnenen Erkenntnisse zu kommunistischer Zensur von wissenschaftlicher Forschung und ist durch am Rand stehende Zitate als Querverweise hervorragend mit der vorherigen Untersuchung verknüpft. Literaturverzeichnis und Register beschließen die Arbeit.

Im Mittelpunkt steht der spannende Zeitraum 1969–1989, nach dem Prager Frühling und vor der Sanften Revolution, geprägt von Parteisäuberung, Publikationsverbot, nochmaliger Verschärfung im Zuge der Charta 77 und dann politisch-ideologischer Entspannung seit Michail Gorbatschow. Generell gibt es zwar in offiziellen Dokumenten nur wenige direkte Hinweise auf faktisch ausgeübte Zensur. Umso weiter führt daher der Ansatz der Vf., gezielt betroffene Zeitzeugen zu befragen. Insgesamt scheinen entsprechende Vorgaben von Partei und Staat in der Tschechoslowakei eher vage, in Ungarn dagegen stärker formalisiert gewesen zu sein. In beiden Staaten führte jedoch eine zunehmende ideologische Kontrolle zu einer gleichfalls wachsenden Kluft zwischen eher systemkonformen und eher systemkritischen Autoren, wobei sich in Ungarn eine stärkere innerwissenschaftliche Solidarität, eine größere akademische Freiheit, aber zugleich auch schärfere Sanktionen nachweisen lassen.

Ausführlich und brillant übersetzt kommen 20 tschechoslowakische und 8 ungarische Zeitzeugen zu Wort, indem ihre 2002/03 bzw. 2009 auf der Grundlage von Einzelgesprächen dokumentierten Interviewaussagen zu einem fiktiven, spannungsgeladenen Meinungsaustausch im Stile einer Konferenz kollationiert werden: ein kleiner, aber genialer Kunstgriff, der wohl bisher nur in der englischsprachigen Forschung gewagt wird, obwohl er letztlich den Wortlaut der Zitate und die „Wissenschaftlichkeit“ der Untersuchung in keinerlei Weise beeinträchtigt (z. B. S. 80: „My organization got a tip-off from them not to employ me“, Doctor Stellaria contributed her own bitter experience“). Vielmehr kann die Autorin auf diese Weise viel Originaltext in einer ansprechenden Form anführen. Das Buch liest sich dadurch als engagiert geführte Diskussion zwischen Frauen und Männern unterschiedlichen Alters und ganz unterschiedlicher Systemtreue. Archivmaterial der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, der staatlichen Wissenschaftsbürokratie bzw. aus Sammlungen des Radio Free Europe/Radio Liberty Research Institute ergänzt die Aussagen persönlich Betroffener.

Wir erfahren viele interessante Details zum Alltag in staatssozialistischen Wissenschaftseinrichtungen und zu den ausdifferenzierten Netzwerkbeziehungen zwischen Autoren, institutionellen Herausgebern und ideologisch beeinflussten Gutachtern, die oft auf Loyalität oder Abhängigkeit basierten und an die persönliche und berufliche Ethik der mit Unfreiheit konfrontierten Intellektuellen hohe Anforderungen stellten. Zumal Nomenklatura-Kader übten sich in tiefen Kottaus vor der Parteidisziplin. Recht häufig schmückten Institutsvorgesetzte sich mit „falschen“ Autorenschaften. Beschrieben werden das Entstehen und Verschriftlichen von Ideen, das Lancieren von Manuskripten sowie auch das wissenschaftliche Publizieren im Kommunismus. In Abwandlung einer heute noch gängigen Parole ging es damals um „publish and perish“, jede Publikation barg ein potenzielles Risiko für das eigene wissenschaftliche Überleben. Frauen, aber auch generell ältere, durch die Vorgänge im Jahr 1968 kompromittierte Personen, wurden konsequent benachteiligt. Alle Schreibenden befanden sich im Spagat zwischen Selbstzensur, Mutmaßungen, was verboten sein könnte, dem Austesten von Freiräumen und drohendem Publikationsverbot mit Karriereachteilen oder gar einer Publikation im Samizdat. Je nach Persönlichkeit unterschieden sich die Strategien für das persönliche wissenschaftliche Überleben. Alle waren jedoch gezwungen, immer wieder zu lavieren, statt sich mit voller Kraft der wissenschaftlichen Arbeit widmen zu können.

Die Zensur hatte dabei zugleich positive und negative Auswirkungen: Autoren mussten sehr viel genauer überlegen, was und wie sie formulierten; doch natürlich gab es auch „verbotene Themen“, erzwungene Auslassungen oder das Hinzufügen von ideologischen Phrasen, ja mitunter eine teils verschlüsselte und dadurch gerade noch oder auch nicht mehr verständliche, stark ideologisierte Sprache. Unterschiedliche Zensurformen bestimmten den Alltag: radikaler Ausschluss von politisch kompromittierten Autoren, Politisierung bzw. Tabuisierung bestimmter Themen oder gar direkte Textzensur. Eine eher indirekte Methode war die materielle und strukturelle Behinderung von Publikationen z. B. durch Papierverknappung, parteipolitische Vorgaben bestimmter Themen oder auch die Forderung, den nur begrenzt vorhandenen Publikationsplatz in erheblichem Umfang mit aus dem Russischen übersetzten linientreuen Beiträgen zu füllen.

Insgesamt werden Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen der Zensur in der Tschechoslowakei und in Ungarn deutlich. Prag sorgte für eine Atmosphäre der Angst, für eine systematische Überwachung aller Publikationsstufen, weshalb einerseits intellektuelle Diskussionen nur noch in kleinen geschützten Zirkeln möglich waren und andererseits eine faktische Zensur des Endtextes kaum noch nötig war. Budapest dagegen erlaubte mehr akademische Freiheit und eine breitere intellektuelle Debatte. Da der Zensor im Vorfeld deutlich weniger präsent war, griff er häufiger radikal in den Endtext ein.

Ein eher frustrierter und zugleich frustrierender Ausblick beschließt das Buch mit der Frage, ob die Zeit nach 1989 in diesem Bereich tatsächlich Verbesserungen mit sich gebracht hat. Zweifellos wirkten Belastungen aus dem Kommunismus fort: Persönliche und politische Netzwerke schienen und scheinen wichtiger zu sein als wissenschaftliche Brillanz. Zumal in Ungarn sei unter Ministerpräsident Viktor Orbán aktuell ein sehr viel stärkerer direkter politischer Einfluss auf Forschungseinrichtungen spürbar als während des Kommunismus.

Marburg

Jan Lipinsky

Von der Versöhnung zur Alltäglichkeit? 30 Jahre deutsch-polnische Nachbarschaft. Hrsg. von Martin Dahl, Magdalena Lemańczyk und Peter Oliver Loew. (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, Bd. 39.) Harrassowitz. Wiesbaden 2022. VIII, 348 S., Tab., Kt. ISBN 978-3-447-11902-3. (€ 38,-)

The thirtieth anniversary of the signing of the Treaty of Good Neighborship and Friendly Cooperation between Poland and Germany fell on June 2021, in the shadow of the Covid-19 Pandemic. It posed a unique opportunity to reflect on the past three decades of partnership in various fields, which also involved many compromises and challenges. This edited volume is an outcome of the jubilee's events organized in Poland and Germany, and offers an interdisciplinary perspective on the past 30 years of Polish-German relations and fosters dialogue about the future of the partnership.

The 26 essays are arranged in six sections that explore different aspects of Polish-German partnership, namely: the economy ("Treibende Kraft der deutsch-polnischen Beziehungen: Die Wirtschaft," six essays), reconciliation ("Versöhnung und Alltag: Grenznahe Zusammenarbeit," four essays) civil society engagement ("Wegbereiter der Versöhnung: Die zivilgesellschaftlichen Akteure," three essays), historical politics and memory culture ("Geschichtspolitik und Erinnerungskultur," six essays), the status of national minorities ("Deutsche in Polen. Polen in Deutschland—Erfolge und Kontroversen der Minderheiten Politik," three essays) and security policies ("Deutsche und polnische Sicherheitspolitik—ausgewählte Aspekte," four essays). The sections are arranged in a kind of descending order, starting with analyzing institutional "top-down" aspects of cooperation and finishing on social and "bottom-up" or grass-roots forms of neighborly partnership.

The opening section concerns a main pillar of Polish-German cooperation, namely the economy. The authors of the essays examine the future perspectives of economic partnership and astutely point out the risks and potential challenges, namely integration politics, deglobalization, protectionism, and digitalization (Sebastian Płóciennik). The selected essays look at economic collaboration on various levels and from different angles. The contribution by Ewelina Florczak concerns infrastructural investments and the expansion of the motorway network, while the text by Maciej Rogalski tackles the topic of telecommunication. The strongest essay in this section investigates energy politics and the construction of the NordStream 1 and NordStream 2 pipeline systems (Matthias Dornfeld, Urs Unkauf). The authors formulate important questions about Polish energy sources, state security, and the future of Polish-German relations in the context of economic alliances with Russia and European solidarity. Since the outbreak of the war in Ukraine, these questions have never been more relevant. The weak side of this section is the echoing of particular topics, such as the historical background of the Polish-German Treaty and the summary of cooperation, which is repeated in several articles. Unnecessary repetition like this also appears in other parts of the volume.

The next section looks at the social dimension of Polish-German cooperation, providing explanations and practical examples. Peter Ulrich introduces three fields of partnership: (1) civil and social participation in Euro-regional politics, (2) cross-borderland public services, and (3) societal, bottom-up innovations. He presents interesting case studies which support his argument about successful and multifaceted cross-border cooperation. Similarly, the essay provided by Joachim Otto Habeck and Agnieszka Halemba investigates the social dimensions of the Polish-German borderlands and explores the question of identity among younger generations, as well as the idea of "fast integration." In this context, the researchers formulate a call for more research to be done around the Covid-19 Pandemic and its impact on local communities and neighborly partnerships in the borderland regions

The following section addresses the important topic of reconciliation. The articles here examine the subject of partnership on a number of levels, for example the activities of the Catholic Church, as well as in various fields of cross-cultural dialogue, such as sport, philanthropy and through the stories of individual migrants, who Hans-Werner Retterath

calls “cultural brokers” (pp. 155–156). Besides examples of cooperation, this section also tackles the problematic spheres of potential conflicts, such as different approaches towards LGBT communities and possible conflicts of values on regional and international levels.

The fourth part of the book focuses on political and cultural aspects of the Polish-German partnership, particularly the issue of the politics of history and memory culture in both countries. The thematic scope of this section overlaps with the previous part of the book as it also concerns the issue of reconciliation, though in another context. The opening article by Piotr Madajczyk points out challenges in overcoming dissimilarities and facilitating a coherent historical narrative. He looks at different “points of gravity” in historiography, mythologization processes, and imbalances in the effectiveness of the politics of history. Łukasz Jasiński explores one of these “points of gravity” mentioned by Madajczyk in his essay by describing the role of the “turning points” of 1989, namely round table negotiations, and their location in the collective memory of Poland and Germany. This article demonstrates the asymmetry in the narrative and the evaluation of the events across the two countries. An interesting context is provided by the contribution of Bartosz Dziewanowski-Stefańczyk on the Polish-German textbook project.¹ Although this article provides valuable insights into the conceptual side of the initiative, information about the practical use of the textbook in schools in Germany and Poland is missing.

The fifth section is dedicated to national minorities. Magdalena Lemańczyk provides case studies to show the fields of collaboration, while Kamila Schöll-Mazurek’s article critically reflects on the passivity of the Polish government regarding the status of the Polish minority in Germany. She advocates for a narrative about Polish-German relations based on the principle of a community of equality of opportunity and treatment rather than that of an interest-community, and she argues that “equal chances lead to empowerment and independence, which in effect leads to more effective usage of resources and potential” (p. 292).

The last section of the book explores Polish-German relations in the context of security and the development of the EU security systems. Containing only two articles, this extremely important field of inquiry is unfortunately underrepresented in this publication. Krzysztof Miszczaś analyzes the Polish-German economic alliance in the shadow of global competition, instability, and the neo-imperial politics of Vladimir Putin, while Jens Boysen examines Polish-German cooperation within NATO programs and structures. This section does not exploit the potential of the topic of security. The matter of international crime prevention, the migration crisis of 2015, or the issue of Polish-German collaboration within the juridical system have not been brought up here. Moreover, positioning this section at the end of the volume diminishes its contribution to the whole book. The volume would profit more if this section were placed at the beginning.

The volume delivers a multidimensional analysis of dynamics within a multi-faceted view of cooperation. It does not limit itself to the timeframe of the past 30 years, but provides a wide socio-historical context for the Treaty of 1991, including discussion of the political changes of 1989 and early postwar initiatives for reconciliation and cooperation in the 1970s. As the year 2022 was rich in political events of great significance for European internal politics and solidarity, such as the outbreak of the war in Ukraine and Poland’s claim for war reparations from Germany, it would be interesting to read a “post scriptum” that problematizes, for example, the matter of security, reconciliation, and the migration crisis in light of recent events.

Warszawa

Izabela Paszko

¹ “Europa—Unsere Geschichte / Europa—Nasza Historia.” For more information on the project, see: <https://en.europa-unsere-geschichte.org/> (2024-04-23).

The Kaliningrad Region. A Specific Enclave in Contemporary Europe. Hrsg. von Arkadiusz Żukowski und Wojciech T. Modzelewski. Brill | Ferdinand Schöningh. Paderborn 2021. VII, 327 S., Tab. ISBN 978-3-506-76062-3. (€ 109,—.)

In der Region Kaliningrad zeigen sich die jüngsten geopolitischen Entwicklungen wie in einem Brennglas. In dieser (Halb-)Enklave der Russischen Föderation, die an die beiden EU- und NATO-Staaten Polen und Litauen grenzt, werden die politischen Herausforderungen für die Gegenwart und die nahe Zukunft offenbar. Die Beziehungen zwischen Litauen und Polen auf der einen und Russland auf der anderen Seite bewegen sich von einem Tiefpunkt zum nächsten. Das Ziel dieses von Arkadiusz Żukowski und Wojciech T. Modzelewski hrsg. Bandes ist es, die komplexen Aspekte von Kaliningrad als russische Enklave in „Europa“ aufzuzeigen (S. 3). Es vereint dabei Beiträge, die vor allem von Forscherinnen und Forschern der Universität Ermland-Masuren (Uniwersytet Warmińsko-Mazurski, UWM) in Olsztyn stammen. Der Band ist in vier Sektionen gegliedert und fragt nach a) regionalen Identitäten, b) (inter)regionalen politischen Maßnahmen, c) geopolitischen Aspekten sowie d) Perspektiven für die künftige Forschung. Insgesamt bietet der Band 19 Beiträge von 18 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Im Rahmen dieser Rezension können nur einzelne davon herausgegriffen werden.

In der Sektion zu den regionalen Identitäten vergleicht Żukowski Kaliningrad mit der angrenzenden polnischen Woiwodschaft Ermland und Masuren. Beide Seiten hätten nach 1945 die Vertreibung der eingesessenen Bevölkerung und eine Neubesiedlung und soziale Transformation unter den jeweiligen sozialistischen Regimen erlebt. Bis 1989 seien die beiden Grenzregionen weitestgehend voneinander isoliert gewesen, dann habe aber der Zusammenbruch der sowjetischen Ordnung vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet Kontakte zwischen den Grenzbevölkerungen ermöglicht. 2011 habe dieser Zustand dann einem bilateralen Abkommen zum kleinen Grenzverkehr den Weg geebnet, der aber 2016 aufgrund von politischem Druck aus Warschau eingestellt worden sei. Die Regierungen würden sich konfrontativer verhalten als die pragmatischen Bewohner der Grenzregionen selbst. Der Vf. stellt zudem fest, dass es auf beiden Seiten noch keine ausgeprägten regionalen Identitäten gebe und es eine „positive legend“ vor dem Hintergrund eines „new Europe“ zu etablieren gelte (S. 60 ff.).

Tomasz Bojarowicz geht in seinem Beitrag in der Sektion zu den (inter)regionalen politischen Maßnahmen genauer auf die Haltung der verschiedenen polnischen Parteien zu Kaliningrad zwischen 1989 und 2019 ein. So habe sich in den 1990er Jahren zwar eine breite Parteienkoalition für einen Beitritt Polens zur NATO und zur EU eingesetzt, dabei aber gleichzeitig auch gute Beziehungen zu Russland angestrebt. Nach der Reorganisation der Parteienlandschaft 2005 habe sich dann die Bürgerplattform (Platforma Obywatelska, PO) in Koalition mit der Polnischen Volkspartei (Polskie Stronnictwo Ludowe, PSL) weiterhin für gute Beziehungen zu Russland im Kontext der EU eingesetzt, während vor allem die Partei Recht und Gerechtigkeit (Prawo i Sprawiedliwość, PiS) auf Konfrontation und die Schaffung einer antirussischen Koalition in Ostmitteleuropa gesetzt habe. So sei das oben genannte Abkommen zum kleinen Grenzverkehr einer PO/PSL-Koalition entsprungen und dann unter Vorwänden von der PiS-Regierung wieder aufgekündigt worden. Vor allem die regionalen politischen Kräfte in Ermland und Masuren hätten sich gegen diesen Schritt ausgesprochen, da er zu erheblichen wirtschaftlichen Einbußen geführt habe.

In der Sektion zu den geopolitischen Aspekten versucht Benon Gaziński, die Geschichte Ostpreußens und dann von Kaliningrad sowie von Ermland und Masuren von Tacitus bis in die Gegenwart auf wenigen Seiten zusammenzufassen. Insbesondere dieser Beitrag ist ein Beispiel dafür, wie sich ein Text mangels klarer Fragestellung in Details verlieren kann, die kein stimmiges Ganzes ergeben und den Autor mit Blick auf die gegenwärtigen Herausforderungen der EU in Bezug auf Kaliningrad zu höchst fragwürdigen Aussagen verleiten, wie: „Due to the neighbourhood, similarity of languages and (sometimes imposed upon) historical ties, Poles understand better the peculiarities of Russian reality than EU-citizens from far away countries“ (S. 236). Spätestens bei einer solchen

unbelegten und undifferenzierten Behauptung hätten die Hrsg. redaktionell eingreifen müssen.

In der abschließenden Sektion verweisen dann Forscherinnen und Forscher der UWM sowie der Baltischen Föderalen Immanuel-Kant-Universität Kaliningrad auf die Erfolge in der bilateralen Zusammenarbeit in den letzten Jahrzehnten. In den Bereichen Forschung und Lehre zählen dazu gemeinsame Projekte im Rahmen des INTERREG-Programmes der EU und des Studierendenaustausches. Beide Seiten betonen die Notwendigkeit, diese regionale Kooperation auch in Zukunft fortzusetzen (Artikel von Żukowski u. a. sowie Anna Barsukova und Igor I. Zhukovskiy). Angesichts der Grenzsicherungen während der Corona-Pandemie (2020/21) und dann infolge des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine seit 2022 stehen aber gerade solche regionalen, bilateralen Initiativen vor noch größeren Herausforderungen.

Insgesamt bietet dieser Band einen guten Überblick zu den laufenden Arbeiten an der UWM in Olsztyn mit Bezug zur Region des ehemaligen Ostpreußen. Es gelingt dabei durchaus, das Feld aus mehreren Perspektiven zu beleuchten. Neben unbelegten Behauptungen wie oben angeführt, beinhalten manche Beiträge die Tendenz, wertbeladene Begriffe wie „Europa“ (als Synonym für die Europäische Union) oder „Identität“ unreflektiert zu verwenden (z. B. im oben erwähnten Artikel von Żukowski). Insbesondere beim letztgenannten Begriff werden kritische Ansätze dazu ignoriert.¹ Manche Beiträge, etwa der von Bojarowicz, haben durchaus analytisches Potenzial, während andere möglicherweise mehr über die Vorurteile einzelner Forscher gegenüber Russland verraten als über Russland selbst – etwa die von manchen Beiträgen stillschweigend geteilte Präsupposition, dass Russland kein Teil „Europas“ sei (Waldemar Tomaszewski, S. 89 f.; Karolina Tybuchowska-Hartlińska, S. 100; Marcin Chełmiński, S. 272 ff.).

Frankfurt (Oder)

Stephan Rindlisbacher

¹ Dabei ist etwa Rogers Brubakers und Frederick Coopers fundamentale Kritik am Konzept „Identität“ einem breiteren Fachpublikum schon länger bekannt: ROGERS BRUBAKER, FREDERICK COOPER: Beyond „Identity“, in: *Theory and Society* 29 (2000), 1, S. 1–47.

Bilha Shilo: Ein Drama in Akten. Die Restitution der Sammlungen des Wilnaer YIVO. Aus dem Hebräischen von David Ajchenrand. (Arbeiten zur jüdischen Geschichte und materiellen Kultur, Bd. 2.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2022. 151 S., Ill. ISBN 978-3-525-35128-4. (€ 23,-) – Die israelische Historikerin Bilha Shilo befasst sich in ihrem Essay, das ursprünglich auf Hebräisch erschienen ist und nun in einer deutschen Übersetzung vorliegt, mit der Restitutionsgeschichte der Sammlung aus dem YIVO (Yidisher Visnshaftlekher Institut) aus Vilnius. Dabei stellt sie die Vertreter:innen des YIVO und deren Engagement zuerst für die Rettung der Materialien in Vilnius und später für deren Überführung in die USA in den Vordergrund. Der Titel *Ein Drama in Akten* ist geschickt gewählt. Zum einen bezieht er sich auf die spannungsvolle Geschichte von Regalen voller Bücher bzw. Akten. Dazu gehören sowohl riskante Versuche der Mitarbeiter:innen des Instituts, die Materialien vor dem Raub durch die deutschen und sowjetischen Besatzer zu retten, als auch die Restitutionsbemühungen der YIVO-Vertreter:innen direkt nach dem Zweiten Weltkrieg im Kontext der wachsenden Spannungen zwischen West und Ost. Der Titel spiegelt sich aber auch im Aufbau des Essays wider, das neben der Einführung aus vier Kapiteln vor unterschiedlicher geografischer Kulisse besteht. Diese Kapitel, die verschiedene Stationen der Sammlung markieren, erinnern an einzelne Akte eines Theaterstücks. Der erste Teil umfasst die Wilnaer Zeit des YIVO von dessen Gründung 1925 bis in die zweite Hälfte der 1940er Jahre. Dabei werden die Entwicklung des Instituts in der Zwischenkriegszeit, die Kriegsjahre mit der Plünderung und Beschlagnahmung durch die deutschen und sowjetischen Besatzer sowie auch die Rettungsbemühungen der YIVO-Mitglieder beschrieben. Das zweite Kapitel „Offenbach“ umfasst die Zeit zwischen dem Auffinden zahlreicher jüdischer Sammlungen am Ende des Krieges im Raum Frankfurt am Main bis zur Überführung der YIVO-Sammlung nach New York im Jahr 1947. Im Vordergrund stehen diejenigen Personen aus dem Umfeld des YIVO (Max Weinreich, Koppel Shub Pinson, Seymour Pomrenze sowie Lucy Dawidowicz), die sich in den USA und in Deutschland für die Restitution der Bücher einsetzten. S. schildert ihre erfolgreichen Bemühungen, für die Sammlung einen Sonderfall geltend zu machen und in diesem Fall vom territorialen Prinzip in der Restitution der erbenlosen jüdischen Kulturgüter, also der Rückgabe an die Herkunftsländer, abzuweichen. Zudem bekommen die Leser:innen einen Eindruck, mit welchen Methoden das Ringen um die geraubten Kulturgüter nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte: Man hielt sie vor anderen an den Beständen interessierten Parteien geheim oder schuf möglichst zügig Fakten, wie z. B. durch die Erweiterung der eigentlichen YIVO-Sammlung um Materialien anderer Wilnaer Institutionen, u. a. um die im 19. Jh. entstandenen Strashun-Bibliothek mit ihren bedeutenden Beständen an Judaica und Hebraica, die außer dem gemeinsamen Herkunftsort in keiner Weise mit dem YIVO verbunden waren. Im dritten Kapitel, dessen Kulisse das Prag der Jahre 1946/47 darstellt, beschreibt die Autorin die Rivalität zwischen dem YIVO und der Hebräischen Universität Jerusalem um die direkt nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem Territorium der Tschechoslowakei entdeckten jüdischen Sammlungen, darunter auch die Pressesammlung des YIVO. Dabei stellt sie die diplomatischen Bemühungen um die beiden konkurrierenden Einrichtungen bei den amerikanischen Behörden sowie auch bei tschechoslowakischen Institutionen und Ministerien dar, die verdeutlichen, wie komplex die Situation um die aufgefundenen Bestände war. Die Rivalität zwischen den beiden Institutionen wird im letzten Teil „Epilog: New York/Jerusalem“ in den größeren Kontext der Diskussionen um die Frage nach dem Zentrum des jüdischen Lebens nach der Shoah gestellt. Sowohl die jüdische Gemeinschaft in den USA als auch diejenige aus Palästina beanspruchten die Vorreiterrolle, und der Kampf um die Kulturgüter bildete einen Ausdruck dieser Rivalität. Das Darstellen der Restitutionsanstrengungen in einem breiteren geopolitischen Kontext der Nachkriegszeit gehört sicherlich zu den Stärken des Essays. Gleichzeitig ist es der Autorin gelungen in, die komplexe Geschichte der Rückgabebemühungen detailreich und zugleich in knapper Form darzustellen, wodurch das Buch zu einer Konzentration erfordernden, aber auch spannenden Lektüre wird.

Marburg

Tomasz Łopatka